

Franziska Förster

„Who am I to feel so free?“ –
Eine Einführung in den Begriff und das Denken von
*Queer*¹

Seit nunmehr 25 Jahren vagabundiert *Queer* durch wissenschaftliche Debatten, Popkultur und Feuilletons. Oft fällt der Begriff im Kontext solcher als *political correct* etikettierten Begrifflichkeiten wie *Vielfalt*, *Gender*, *Diversity* etc., aber auch im Zusammenhang mit zunehmendem medialen Interesse für *Gender Trouble* à la Lady Gaga, Conchita Wurst oder Laverne Cox. Zumeist bleibt Queer dabei in seiner Bedeutung unklar und wird im deutschsprachigen Kontext häufig als entpolitisierte und frischer klingende Alternative zu „schwul-lesbisch“ benutzt. Letzteres entbehrt nicht einer gewissen Ironie, da Queer nicht nur das Normenkorsett des heterosexuellen Mainstreams, sondern auch die Identitätskonstruktionen und Ausschlüsse *innerhalb* der schwulen und lesbischen Gruppen sichtbar macht und kritisiert.

Trotz mehrfacher Unkenrufe und Polemiken, die auch die feministische Bewegung und Theorie wie die Gender Studies allzu gut kennen,² hält sich Queer als kritischer Stachel in der akademischen Debatte, wenngleich eine Verankerung und Institutionalisierung, wie sie der Geschlechterforschung/den Gender Studies zuteil geworden ist, nicht verzeichnet werden kann. In den USA ist die Situation anders. Dort wird Queer nicht nur im Rahmen von *Queer Studies* und *Queer Theory* gelehrt und von verschiedenen Disziplinen getragen, auch verfügt der queere Wissenskanon über einen ganzen Strauß an Denker_innen, während hierzulande die Theorie der Sprachphilosophin Judith Butler fast schon zum Synonym der Queer Theory selbst geworden ist.

Die vorliegende Einführung in den Queerbegriff vereint zwei wenig kompatible Ziele, da sie sowohl eine erste, aber fundierte Orientierung zu geben sucht, als auch Problematisierungen und Kritiken zu Wort verhelfen will. Die Darstellung wird dabei immer wieder auf Butler zu sprechen kommen, allein schon, weil sich die deutsche Rezeption der Queer Theorie stark auf ihre theoretischen Entwürfe bezieht. Zudem wird die mit dem Namen Butler identifizierte *dekonstruktivistische* Perspektive auch heute noch insbesondere im deutschsprachigen Kontext gern missverstanden, sodass auch auf Engführungen hingewiesen

¹ „Who am I“ ist ein Song von JD Samson und MEN (2011). Mein Dank für kritische Anregungen, wichtige Gespräche, viel Geduld und Support gilt Maximilian Waldmann, Karsten Kenklies, Esther Mader, Christiane Lewe, Tina Kaden und Friedrich Lauschke.

² Vgl. Yekani/Michaelis (2005: 7–9); Hark/Kerner (2007); Knapp (2014).

werden soll, die eine wünschenswerte tragfähige Weiterentwicklung queerer Theoriebildung erschweren. Schließlich wird versucht zu umreißen, was Queer als eine spezifische Art des Denkens – als *queering* oder *queeren* benennbar – auszeichnen kann.

1 Einstieg

Versuche einer Definition von Queer ufern leicht aus, was letztlich mit dem Selbstverständnis der Theorie zu tun hat. Begriffe sollen nicht gefestigt, Methoden und Theorien nicht abgesichert werden, wie es für das wissenschaftliche Denken charakteristisch ist. Vielmehr will Queer verunsichern und verstören, wie die Übersetzung des Verbs *to queer* aus dem Englischen suggeriert. Deswegen gestattet es sich auch nicht, den Gegenstandsbereich von Queer auf das Thema *Sexualität* festzulegen, wenngleich die Problematisierung dessen den Ausgangspunkt queeren Denkens beschreibt.

Entsprechend lässt sich anhand zahlreicher Vorannahmen, mit denen uns die Alltagssprache versorgt und die um Geschlecht und Sexualität kreisen, leichterhand aufzeigen, wogegen queeres Denken aufbegehrt: So geht man davon aus, dass es nur zwei Geschlechter, Mann und Frau, gibt. Das Phänomen des „Dazwischenseins“ wird unmittelbar in das Schema „Entweder-Oder“ überführt. So werden Intersexualität und Transsexualität zumeist als „tragische Fehler der Natur“, ja, als eine Art „Behinderung“ angesehen, die der Behandlung bedürfen.³ Menschen, die sich einen Tag weiblich, einen anderen Tag eher männlich fühlen oder beide Geschlechtsidentitäten vereinen, *Genderqueers* und *Transgender*, all diese mannigfachen Variationen geschlechtlichen und sexuellen Menschseins passen nicht in die Entweder-Oder-Schublade.

Im Bereich des Begehrens stellt Heterosexualität den Normalfall dar, die sich als natürlich gibt. Ein_e Heterosexuelle_r muss sich niemals outen. Gegenpart der Heterosexualität ist die Homosexualität, die trotz aller herrschender Liberalität in modernen Gesellschaften stets als etwas Besonderes gehandelt wird. Wie tief Homophobie dabei nach wie vor verwurzelt ist, spiegeln nicht nur die Umfragewerte der „Deutschen Zustände“, auch politische Diskurse rund um das Thema Ehe und Familie weisen auf beharrliche Ressentiments hin.⁴ Ob nun im Falle der Binarität *hetero-/homosexuell* oder *Mann/Frau*, es scheint ungenau bedeuend zu sein, dass man einen Unterschied machen kann, wobei dies noch milde ausgedrückt ist: Die Unterscheidung drängt sich der_m Sprecher_in geradewegs auf – und dies allein aus sprachlichen Zwängen. Dabei

³ Dies spiegelt sich auch in der DSM/ICD-Diagnose „Störung der Geschlechtsidentität“ wieder.

⁴ Vgl. Kraß (2003: 9). Man denke auch an die heftigen Demonstrationen in Frankreich gegen die „Mariage pour tous“ oder die Reaktionen auf die Planungen, sexueller Vielfalt im Bildungsplan Baden-Württembergs mehr Raum zu geben, vgl. Laufenberg (2014: 7f.).

sind in die Differenzierung immer schon Wertungen eingezogen: normal/abnormal, natürlich/unnatürlich, auch gesund/pathologisch. Dieser „Bewertungsreflex“ speist sich aus der Macht sozialer Normen, die man zunächst als solche sichtbar machen muss. Die Verneinung sozialer und kultureller Dimensionen rund um Sexualität und Geschlechtsidentität mit dem beständigen Rekurs auf die biologischen Unhintergebarkeiten lässt sich in Bezug auf weitere Fragen weiterverfolgen: So erscheint uns die Paarbeziehung mit klassischem Treueideal natürlicher und „richtiger“ als die Alternativen, bestimmte sexuelle Praktiken und Vorlieben werden eher als normal akzeptiert als andere. Hetero- und Homosexualität schließen sich aus, sodass auf dieser Folie Bisexualität einen unlogischen Status einnimmt, zudem sorgt auch ein biografisch spätes Coming-out als *homosexuell* für Irritationen und zieht oftmals Rechtfertigungszwänge nach sich. Anhand unserer Vorstellung von Identität zeigt sich, wie selbstverständlich wir auf deren Selbstgegebenheit, Natürlichkeit und Kohärenz beharren.⁵ Queer geht hinter diese Mauer des Selbstverständlichen zurück und prüft, wie es zu diesen und anderen meist unhinterfragten Wissensbeständen und Hierarchisierungen kommt und wie sie uns von ihrer vermeintlichen Selbstverständlichkeit tagtäglich überzeugen. Insofern problematisieren queere Ansätze nicht nur Homosexualität und Heterosexualität, Körper, Macht und Subjekt, sondern sie verunsichern und fechten damit Naturalisierung und Normalisierung an. Queer hat entsprechend keine akademische Heimat in einer Disziplin, sondern wird als transdisziplinäres kritisches Wissen durch verschiedene Einzeldisziplinen verfolgt, auf mannigfache Kontexte angewandt und hat noch dazu den Anspruch, sich beständig selbst zu reflektieren. Die mit Queer eingenommene kritische, *dekonstruktive* Haltung kann prinzipiell auf alle möglichen Begriffe und Konzepte ausgeweitet werden und trifft sich nicht nur in ihrem Anspruch mit Ansätzen, die das Problematisieren von Ethnizität, Rassisierung, Kultur, Klasse, Nationalität, Behinderung und vielem mehr umfassen. Wie Queer diesen Anspruch entwickelt hat, zeigt insbesondere ein Blick auf die politischen Wurzeln dieser Denkbewegung.

2 Genealogien

2.1 Die Queer-Bewegung

Queer ist nicht nur die Bezeichnung für eine theoretische Perspektive und eine spezielle Art des Denkens, sondern stellt zugleich eine politische Praxis dar. Die *Queer Politics* entstanden in den USA der späten 1980er Jahre, unter anderem als wütende Reaktion auf die Polemik und Ignoranz der konservativen Reagan-Politik. Gesellschaftlich marginalisierte Gruppen wurden für

⁵ Vgl. Jagose (2001: 101).

die AIDS-Epidemie verantwortlich gemacht, während die bürgerliche Kleinfamilie zum nationalen Heil hochstilisiert wurde.⁶ Es wurde deutlich, dass eine Minderheitenpolitik, wie sie die Homosexuellenbewegungen bis dato betrieben hatte, aufgrund ihrer Identitätsorientierung nicht in den Blick bekam, dass beispielsweise auch (nach außen heterosexuelle) Familienväter sich mit dem HI-Virus anstecken konnten. Vor diesem Hintergrund kam es zu einer Erneuerung des radikalen schwulen und lesbischen Aktivismus, dessen politische Organisationsformen – wie z.B. ACT UP – sich nicht mehr auf einer gemeinsamen Identität gründete, sondern über die Nähe der Betroffenheit ergab. So verschob sich auch der Fokus von der Frage sexueller Identität auf die der sexuellen Praktiken. Die so entstandene neue bündnispolitische Bewegung der gesellschaftlich Randständigen nannte sich selbst so, wie sie vom moralischen Mainstream beschimpft wurde: „queer“, also „schräg“, „falsch“, „pervers“. Die Aneignung und Umdeutung des Begriffs als stolze Selbstbezeichnung hatte eine äußerst verstörende Wirkung, hielt sie der *moral majority* doch den Spiegel vor.⁷ In jenem gesellschaftspolitischen Kontext machte die feministische Literaturwissenschaftlerin Teresa de Lauretis den Begriff für die akademische Debatte fruchtbar, indem sie *queer* 1991 im Hinblick auf sein Potenzial zur Überwindung identitätsorientierter und kategorialer Begrenzungen der Begriffe *schwul* und *lesbisch* diskutierte und damit die Entstehung der *Queer Studies* aus den *Gay and Lesbian Studies* mitbegründete.⁸

In der Wahl dieses Begriffs kanalisierte sich außerdem der über Jahrzehnte angestaute Frust über Ausschlusserfahrungen, die einerseits die Homobefreiungsbewegung, andererseits die Frauenbewegung produziert hatten. Der lesbische Feminismus etwa entstand aus der marginalisierenden Erfahrung vieler lesbischer Frauen heraus, dass sie mit den Schwulen zwar das Stigma ihrer gleichgeschlechtlichen Orientierung gemeinsam hatten, nicht aber die speziellen Lebensumstände. Wie heterosexuelle Frauen litten Lesben an Benachteiligungen in vielerlei, besonders ökonomischer Hinsicht, teilten aber mit Schwulen keine Gemeinschaft und fühlten sich letztlich weder unter dem Label *homosexuell* oder *gay* noch unter dem der *Frau* repräsentiert. Lesbischsein wurde als Widerständigkeit gegen Heterosexismus entworfen, womit jedoch (sexuel-

⁶ Zu den Hintergründen der AIDS-Krise in den USA vgl. Jagose (2001: 121f.).

⁷ Dieser Prozess der ironischen und ermächtigenden Aneignung lässt sich ähnlich für die pejorativen Begriffe ‚Tunte‘, ‚Lesbe‘, ‚Krüppel‘, ‚Kanake‘ etc. nachzeichnen, vgl. Woltersdorff (2005: 914f.).

⁸ Vgl. Hark (2010: 110f.). Zu beachten ist, dass der Einzug des Begriffs *Queer* in die deutschsprachige Debatte auf einen anderen politisch-kulturellen Boden fällt: Statt einer aktivistischen Bewegung, die sich gegen als einschränkend und ausschließend wahrgenommene Entwicklungen in den Bewegungen wehrte, die mit *identity politics* bezeichnet werden, steckte eine schwul-lesbische Bürgerrechtsbewegung in der BRD der 1990er Jahre gerade erst in den Anfängen, was die entpolitisierte, synonyme Übernahme von *Queer* als schwul-lesbisch erklärt, vgl. Genschel et al. in Jagose (2001: 187f.).

le) Verhaltenskodices, normative Engführungen und gar Schwulenfeindlichkeit einhergingen.⁹

Ausgrenzungserfahrungen häuften sich zudem entlang der Institutionalisierung der *gay liberation*: Während zu Beginn der Bewegung im Geiste von *Stonewall*¹⁰ die radikale Umgestaltung gesellschaftlicher Normen im eindeutigen Fokus des Kampfes lag, setzte sich schließlich die Vorstellung durch, es ginge vor allem darum, für die Anerkennung der Homosexualität durch die Mehrheitsgesellschaft zu streiten. Nun konzentrierte man seine Kräfte darauf, die Überzeugung zu verbreiten, Homosexuelle seien letztlich ganz *normal* – eine assimilatorische Haltung, die gesellschaftlich hegemoniale Normen stärkt und nicht kritisiert. Entlang der Kommerzialisierung der zuvor hochpolitischen Paraden am Christopher Street Day entstand stillschweigend ein Prototyp des Homosexuellen, der männlich, finanzstark, anpassungswillig, weiß und fitnessgestählt war, was szeneeintern stetig zu Ausgrenzungen von Transsexuellen, *drag queens*, maskulinen Lesben und femininen Schwulen führte.¹¹ So wurden

AktivistInnen, die für einen wichtigen Teil des Erfolgs und der Anerkennung der frühen Bewegung verantwortlich waren, [...] ihrer eigenen Bewegung schnell peinlich¹²,

resümiert die Aktivistin Riki Wilchins nüchtern. So ist das Gedenken an Stonewall bis heute eine vor allem *weiße* Geschichte, in der die vielen maßgeblich beteiligten *drag queens* und trans*-Menschen *of Color*¹³, wie beispielsweise Marsha P. Johnson oder Sylvia Rivera, kaum repräsentiert werden.¹⁴ Im Laufe der 1990er Jahre entstanden Transsexuellen- und Transgendergruppen sowie das *Intersex Movement*, die zum Teil im Rahmen von Queer Politics agierten, zum Teil in Abgrenzung dazu, da sie die Aneignung von Queer durch schwule und lesbische Interessen kritisierten.¹⁵

Retrospektiv zeichnen sich schon früh die Grundthemen ab, die bis heute im Zentrum queerer theoretischer wie praktischer Auseinandersetzung stehen: Die Infragestellung dessen, was als *normal* gilt, die Problematisierung von Identität und – scheinbar in Opposition dazu – Fragen der Aneignung und Selbstbestimmung. Wie in den skizzierten Auseinandersetzungen sichtbar wird, sind

⁹ Siehe hierzu die als *sex wars* bekannt gewordene Debatte über Pornographie, sexuelle Praktiken und BDSM, vgl. Ferguson (1984).

¹⁰ Näheres zur Stonewall Riot siehe Jagose (2001: 46–49).

¹¹ Vgl. Wilchins (2006: 30f.); Woltersdorff (2003: 914).

¹² Wilchins (2006: 29).

¹³ *People of Color* ist eine Selbstbezeichnung nicht-weißer Menschen, mithilfe derer die Unterschiedlichkeit der Erfahrungen mit Rassifizierungsprozessen, die vielfältigen Zugehörigkeiten des Subjekts wie auch eine gemeinsame Verbundenheit herausgestellt werden soll, vgl. Ha (2009: 51).

¹⁴ Vgl. Gan (2007: 127f.).

¹⁵ Vgl. Woltersdorff (2003: 915).

Geschlecht und Sexualität zwei unterschiedliche Dinge, die jedoch zugleich in einem untrennbaren Zusammenhang miteinander stehen: Überbetonungen der einen Seite können zum Ausschluss der je anderen Seite führen. Doch trifft dies auch auf weitere Differenzen zu, die sich nicht nur zwischen den Subjekten abspielen, sondern auch die Subjekte selbst durchziehen.

Verfehlte politische oder überhaupt keine Repräsentation erlitten nämlich besonders auch nicht-weiße Frauen, ein Missstand, der in den identitätspolitischen Debatten der zweiten Frauenbewegung nicht mehr unter den Tisch gekehrt werden konnte. Es wurde ersichtlich, dass das Kollektivsubjekt der Frauenbewegung nicht alle Frauen einschloss, dass sich die geforderten Rechte unbemerkt an den Bedürfnissen „weißer, christlich oder säkular sozialisierter heterosexueller Frauen der Mittelschicht ohne Behinderung“¹⁶ orientierten und diese für alle Frauen verallgemeinerten. So erklärten Aktivistinnen des Schwarzen¹⁷, lesbischen *Combahee River Collective* bereits 1977, dass ihr Kampf zugleich gegen rassistische, sexuelle¹⁸, heterosexuelle und Klassenunterdrückung gerichtet sei und plädierten für eine „integrierte Analyse und Praxis“.¹⁹ Jenen Forderungen liegt die Erfahrung zugrunde, dass die Faktoren rassistischer und sexistischer Diskriminierung in den Diskriminierungserfahrungen nicht-weißer Frauen nicht auseinanderzuhalten sind.²⁰ In der Konsequenz bedeutet dies, dass die Unterschiede zwischen den Frauen, die die Frauenbewegung zu repräsentieren beabsichtigt, so groß sind, dass die angenommene gemeinsame Grundlage „Frau“ untergraben wird. So läuft der Feminismus letztlich den Interessen derer, die er vertreten will, zuwider.

In dieses Dilemma um die Setzung der Kategorie „Frau“ als Ausgangspunkt feministischen Wirkens schreibt sich Judith Butler mit ihrem breit rezipierten Text „Gender Trouble“ (dt. „Das Unbehagen der Geschlechter“, 1991) ein. Hierzu kehrt sie die geläufige Perspektive um, indem sie das Subjekt nicht als Ausgangspunkt von Überlegungen setzt, sondern stattdessen die Frage nach den Bedingungen und Prozessen der Subjektwerdung stellt.²¹ Wer, so Butler, die Kategorie „Frau“ in Anschlag bringt, konstruiert sie innerhalb eines normativen Rahmens, der durch den Ausschluss erst hervorbringt, was sie_er nur zu repräsentieren dachte. So sind feministische Positionen an der Konstruktion von „Frau“ beteiligt, da sie selbst Teil diskursiver Machtverhältnisse sind. Durch die Verwendung des Kollektivsubjekts „Frau“ wird so beispielsweise

¹⁶ Kerner (2010: 248).

¹⁷ „Schwarz“ wird hier groß geschrieben, da es eine Selbstbezeichnung darstellt, vgl. dazu die Erläuterungen weiter unten im Abschnitt „Begrenzungen reflektieren – Queer zwischen Transgressivität und Positionalität“.

¹⁸ Gemeint ist hier die Unterdrückung qua Geschlechtszugehörigkeit, von engl. *sex*, die Geschlechterdifferenz bezeichnend.

¹⁹ Kerner (2010: 248).

²⁰ Vgl. Kerner (2010: 240).

²¹ Vgl. Villa (2012: 35).

die Heterosexualität gestützt, da die Kategorie deren normative Effekte in sich trägt. Zugleich stützt die Norm der Heterosexualität die Kategorie „Frau“. ²² Butler geht es somit um die Dekonstruktion der Grundbegriffe selbst, die Unterdrückung erst möglich machen. ²³ Ihrer Ansicht nach ist deshalb auch die Unterscheidung zwischen biologischem Geschlechtskörper (*sex*) und sozialem Geschlecht (*gender*) infrage zu stellen. Für viel Aufruhr sorgte sie mit der Behauptung, dass der biologische Körper durch (das soziale) *gender* diskursiv hervorgebracht werde. Sie dekonstruiert hier eine Leitunterscheidung feministischer Theorie, die auf Simone de Beauvoirs berühmter These beruhte: „man wird nicht als Frau geboren, man wird es“. ²⁴ Generationen von Feministinnen ermöglichte diese Unterscheidung, der vermeintlichen Schicksalhaftigkeit des biologischen Geschlechts entgegenzutreten und Weiblichkeit als Produkt gesellschaftlicher Machtverhältnisse zu deuten. ²⁵ Dabei erschien ihnen jedoch die biologische Geschlechterdifferenz als unhintergebarer Ausgangspunkt und nicht als möglicher Teil des Problems. Butler treibt die *sex-gender*-Unterscheidung an ihre logische Grenze und fragt: Wenn *gender* kulturelle Interpretationen einer körpergeschlechtlichen Differenz sind, wieso sollte es dann erstens *nur zwei* soziale Geschlechter geben und zweitens, weshalb wird dann überhaupt ein weibliches *gender* mit einem weiblichen *sex* verknüpft? ²⁶ Die Strukturanalogie von binärem *sex* und binärem *gender* lässt sich, so Butler, letztlich nur darauf zurückführen, dass es einen „Glauben an ein mimetisches Verhältnis“ ²⁷ von *sex* und *gender*, *Natur* und *Kultur* gebe: Diese vermeintlich sichere Zuordnungspraxis speist sich schließlich allein aus sprachlich hervorgebrachten Konstruktionen.

Das Echo auf solcherlei Einlassungen Butlers war enorm, insbesondere in der deutschsprachigen feministischen Theorie, die das Subjekt des Feminismus verabschiedet und noch dazu entkörperlicht sah. Die teils oberflächliche Kritik entsprang dabei oft einem mangelnden Verständnis für den spezifischen theoretischen Hintergrund, vor dem sich queere Kritik entwickelt hat. ²⁸

²² Vgl. Woltersdorff (2003: 918).

²³ Vgl. Bublitz (2010: 50).

²⁴ de Beauvoir (1990: 265).

²⁵ Butler (1991: 22).

²⁶ Vgl. Meißner (2012: 18).

²⁷ Butler (1991: 23).

²⁸ In deutlichem Gegensatz zur deutschsprachigen Theorielandschaft sind in den USA Poststrukturalismus und Dekonstruktion im Zusammenhang mit feministischer Theoriebildung seit Jahrzehnten im akademischen Betrieb verankert, was die Rezeptionsschwierigkeiten kontextualisiert.

2.2 Queer im Kontext poststrukturalistischer Theoriebildung

Die Queer Theorie hat mit poststrukturalistischer Theorie nicht nur die komplizierte und wenig lebensnahe Sprache gemeinsam, sondern auch einen erheblichen Grad an Reflexivität, der nicht selten der Reduktion zum Opfer fällt. Das bei Butler aufscheinende komplizierte Subjektverständnis ist untrennbar mit einer spezifischen Auffassung der Rolle von Sprache verbunden, wie sie vor allem, aber nicht nur für poststrukturalistische Theorien charakteristisch ist. Im 20. Jahrhundert avanciert Sprache im Zuge des *linguistic turn* zum zentralen Feld der philosophischen Auseinandersetzung, im Laufe derer sie nicht mehr als Instrument zur Beschreibung einer objektiven Wirklichkeit verstanden, sondern selbst als wesentlicher *Konstituent* von Wirklichkeit gefasst wird. Man geht also davon aus, dass es keine Realität gibt, die nicht schon sprachlich geprägt wäre und zu der die Erkenntnissubjekte einen außer- oder vorsprachlichen Zugang hätten. Grundlage dafür liefert ein Zeichenmodell, in dem es keinen notwendigen Zusammenhang zwischen dem *Signifikat* (Bezeichnetes, Vorstellung im Bewusstsein) und dem *Signifikanten* (Bezeichnendes) gibt, sodass sich Bedeutung nicht aus den objektiven Eigenschaften der einzelnen Elemente ergibt, sondern erst durch die Stellung, die Relation der Einzelelemente im Beziehungsgeflecht produziert wird. Gewendet auf das Subjekt existiert dieses also nicht „jenseits aller Repräsentationsformen“ als mit sich selbst identisches Subjekt. Dieses als nicht-identisch reformulierte Subjekt büßt seinen Status als Träger von Erkenntnis ein, den es seit Descartes beansprucht. Jene Kritik an der metaphysischen Vorstellung von Identität als Einheit verbindet alle Theorien, aus denen queere Theoriebildung schöpft und die neben Ferdinand de Saussure mit den Namen Sigmund Freud, Jacques Lacan, Jacques Derrida und vor allem Michel Foucault verbunden sind.

Der Begriff des *Diskurses* gewinnt im Zuge der Fokussierung auf Zeichensysteme eine zentrale Bedeutung, nach der sich gesellschaftliches Wissen in diskursiven Ordnungen organisiert, die Aussagen als wahr oder falsch, normal oder abweichend deklarieren und hierarchisieren. Diskurse bilden damit auf systematische und historisch besondere Weise die Gegenstände, von denen sie sprechen.²⁹ Überaus anschaulich hat dies Foucault im ersten Band seines Werks „Sexualität und Wahrheit“ (1977) aufgezeigt, in dem er die *Homosexualität* als eine Erfindung, eine *Konstruktion* des späten 19. Jahrhunderts entlarvt.³⁰ Wurden gleichgeschlechtliche sexuelle Praktiken, vor allem zwischen Männern, zuvor aus moraltheologischen und juristischen Beweggründen verurteilt, so fassten die entstehenden Humanwissenschaften sie unter dem Neologismus *Homosexualität* als Krankheit, die eine vom Normalen abweichende

²⁹ Vgl. Foucault (1981: 150–3, 170f.).

³⁰ Vgl. Foucault (1977: 58).

Disposition in Psyche und Physis beschrieb.³¹ Dieser *epistemologische* Umschwung, der von einem sexuellen *Akt* zu einem „So-Sein“, einer *Identität*, übergeht, basiert in erster Linie auf humanwissenschaftlichen Anstrengungen. Diese bildeten regelrecht eine neue „Spezies“ Mensch aus, deren Äußerungen vom hegemonialen Diskurs bis heute immer auf deren „besondere“ Sexualität zurückgeführt werden. Anders gesagt: „Nichts von alledem, was er [der Homosexuelle, F.F.] ist, entrinnt seiner Sexualität“.³² Dass die strikte Unterscheidung zwischen homosexuell und heterosexuell *historisch* und damit *kontingent* ist, im 20. und 21. Jahrhundert aber als „natürlich“ gedacht und empfunden wird, offenbart die Normalisierungsmacht diskursiver Ordnungen.

Ermöglicht wird eine derartige Analyse durch einen Machtbegriff, der aus post-strukturalistischer Perspektive im Sinne konstitutiver Dezentrierung gedacht wird und sich diametral von der konventionellen Vorstellung absetzt, es gäbe ein „Oben“ und „Unten“ im Sinne souveräner Herrschaft. So kehrt Foucault die geläufige Perspektive auf Sexualität um, nach der sie gleich einer widerpenstigen Naturkraft durch Repressionen und Verbote unterdrückt wird. Dem setzt er ein Verständnis entgegen, nach der Sexualität als „ein besonders dichter Durchgangspunkt für die Machtbeziehungen“³³ als Diskursformation produktiv wirksam ist, die sich in besonderer Weise in und durch den Körper artikuliert. „Sexualität“ stellt so einen Zusammenhang von Diskursen, Praktiken und Technologien dar, die (sexuelle) Subjekte zu gleichen Teilen ermöglichen wie auch unterwerfen, was letztere als immer schon in die Macht verstrickt konstituiert:

Repräsentation ist nun nicht mehr der passive Ausdruck von etwas, das bereits besteht, sondern wird selbst zu einer sozialen Praktik, die an der Herstellung des von ihr Repräsentierten mitbeteiligt ist.³⁴

Entsprechend geht es nicht einfach um verschiedene Möglichkeiten, das gleiche zu sagen: ‚Homosexuell‘, ‚gay‘, ‚schwul‘, ‚lesbisch‘ und ‚queer‘ sind keine Synonyme für eine überhistorische Angelegenheit. Queer lässt sich vielmehr als „Folge der *konstruktivistischen Problematisierung* von vermeintlich universellen Begriffen“³⁵ verstehen.

Diskurstheoretisch informierte Theoriebildung plädiert somit dafür, dass das Verhältnis von Zeichen und Bezeichnetem nicht aus einer transzendentalen Ursache oder Wahrheit abgeleitet werden kann. Bedeutungen auf solche letzten Gründe zurückzuführen erscheint vor diesem Hintergrund als Verdeckungsstrategie, mittels derer der Mangel eines unabhängigen Fundaments zugedeckt

³¹ Vgl. Kraß (2003: 14).

³² Foucault (1977: 58).

³³ Foucault (1977: 125).

³⁴ Stäheli (2000: 14).

³⁵ Jagose (2001: 98).

und dessen Konstruktionscharakter verschleiert wird.³⁶ Entsprechend lässt sich die Annahme der Natürlichkeit des biologischen Geschlechtskörpers als Täuschungsmanöver entlarven. Dieses verschleiert, dass körperliche Differenzen in eine „vordiskursive“ Sphäre verschoben, „als der Kultur vorgelagert“ und damit „als politisch neutrale Oberfläche“ konstruiert werden, auf der sich dann das Kulturelle „einschreibt“³⁷. Die Natur/der Körper erscheint so als passive Materie, die erst von der Kultur/dem Geist Sinn erhält – eine Konstruktion „stillschweigend maskulinen Charakters“³⁸. Indem Butler die Dekonstruktion von *sex* fordert, spitzt sie in eine Debatte zu, die die feministische Theorie bei ihrer Suche nach den Strukturen der Geschlechterasymmetrie früh ins Spiel gebracht hat, nämlich das Missverhältnis zwischen Geist und Körper, das der Frau als der Anderen des Mannes die Körperlichkeit zu- und den Geist abspricht, während der vom Leib befreite Mann zum universalen Vernunftsubjekt transzendiert wird.³⁹ Diese ontologische Trennung zwischen Natur und Kultur, Körper und Geist, die Butler mit Irigaray im Anschluss an Derridas Konzept des *Logozentrismus* als *phallogozentrisch*⁴⁰ bezeichnet, wird von der Sex-Gender-Differenz wiederholt. Diese zu dekonstruieren ermöglicht es somit, dem Körper als verdrängten Teil abendländischer Vernunft zur Sichtbarkeit zu verhelfen.⁴¹ Indem die Queer Theorie jegliches „metaphysisches Ursprungsdenken, das sich in Wesens- und Seinskategorien artikuliert“⁴², kritisch beleuchtet, fordert sie nicht nur das Alltags- und wissenschaftliche Denken, sondern im Speziellen auch die Philosophie heraus.

3 Queere(nde) Theorie

Der Begriff *Theorie* suggeriert eine Einheit, die *Queer* nicht adäquat beschreibt. Ist von *Queer Theorie* die Rede – wie auch in diesem Einführungstext –, so ist damit nicht ein systematisches Theoriegebäude, sondern es sind vielfältige

³⁶ Vgl. Stäheli (2000: 12f.).

³⁷ Butler (1991: 24).

³⁸ Butler (1997: 25).

³⁹ Vgl. Butler (1991: 31).

⁴⁰ Mit dem Begriff *Logozentrismus* bezeichnet Derrida die Neigung des christlich-abendländischen Denkens, stets dem Logos Vorrang zu gewähren, indem im Akt der Benennung immer etwas ausgeschlossen und eine Vielstimmigkeit verdeckt wird. Ist so vom Geist die Rede, erscheint er als Einheit, die auf den Körper verzichten kann, ähnlich wie das Subjekt sich unabhängig vom Objekt wähnt, die Ratio von der Emotio, die Kultur von der Natur, das männliche Subjekt von der Frau. Luce Irigaray hat diese maskulin geprägte Bedeutungshierarchie als *Phallogozentrismus* reformuliert, nach der das weibliche Geschlecht als eigene ontologische Kategorie nicht repräsentiert werden kann. Stattdessen erhalte die *Frau* nur Bedeutung im Verhältnis zum männlichen Subjekt, sie werde so immer als das Andere des Mannes gehandelt, vgl. Butler (1991: 32, 41, 53) und Meißner (2012: 29f.).

⁴¹ Vgl. Bublitz (2010: 11).

⁴² Bublitz (2010: 19).

queere Positionen und Perspektiven gemeint. Oft fällt deshalb auch die Bezeichnung *Queer Studies*, die diese Pluralität wiederzugeben versucht. So unterschiedlich die Kontextualisierungen queeren Wissens jeweils sind, von denen im weiteren Verlauf einige exemplarisch vorgestellt werden sollen, so werden sie doch von gewissen Grundzügen getragen, die die Identifizierung als eine *queere* Auseinandersetzung plausibilisieren. So geht es etwa darum, die impliziten Theorien über die Welt auszubuchstabieren, um sie als ideologisch, naturalisierend, normativ zu kennzeichnen und ihnen die Neutralität zu nehmen. Dazu werden Kategorien infrage gestellt, mit denen wir die Welt deuten, wobei Queer diese nicht einfach destruiert, sondern nach ihren Effekten fragt. Um die Wirkungen der ontologisierenden Tendenzen der Sprache wissend, orientiert sich die Fragerichtung nicht mehr nach dem *Was*, sondern nach dem *Wie*. In diesem Sinne operiert Queer metatheoretisch, da es die Ausgangspunkte des Denkens, die Denkbewegung selbst, als Weg zur Erkenntnisgewinnung explizit zum Thema macht.

3.1 Entnaturalisierung und Politisierung der Sexualität

Feministische (lesbische) Theoretiker_innen wie Kate Millet, Gayle S. Rubin oder Adrienne Rich erkannten frühzeitig die Notwendigkeit, die vermeintliche Natürlichkeit der Heterosexualität anzuzweifeln. Richs Begriff der *Zwangsheterosexualität* (*compulsory heterosexuality*), ein Vorläufer des heute gebräuchlichen Begriffs *Heteronormativität*, bezeichnet die hegemoniale Norm, normalerweise heterosexuell zu sein und die daraus resultierende Unsichtbarkeit bzw. Pathologisierung anderer Sexualitäten. In ihrem vieldiskutierten Essay „Sex denken“ fordert Rubin eine „radikale Theorie der sexuellen Politik“, die die Entnaturalisierung der Sexualität vorantreibt, deren soziale, kulturelle wie politische Gehalte permanent ausgeblendet würden. Sie kritisiert die politischen Zwecken dienliche Hierarchisierung in eine ‚gute‘, ‚normale‘, ‚gesegnete‘ und eine ‚schlechte‘, ‚perverse‘ und ‚bedrohliche‘ Sexualität. Diese sexuelle Moral unterliegt gesellschaftlichem Wandel, sie dient jedoch letztlich der Aufrechterhaltung der Reproduktion und Generativität als „natürlicher“ Funktion von Sexualität.⁴³ Zentral in diesem Zusammenhang ist Rubins Kritik am *sexuellen Essentialismus*, der Sexualität als „ewig unveränderbar, unsozial und überhistorisch“⁴⁴ fasst und das Populärwissen westlicher Gesellschaften bis heute wesentlich bestimmt. Ein gutes Jahrhundert wissenschaftlicher Analyse aus Medizin, Psychiatrie und Psychologie haben den Human- und Naturwissenschaften eine enorme gesellschaftliche Deutungsmacht angedeihen lassen, die Sexualität als eine hormonell oder psychisch verankerte Eigenschaft von Individuen klassifizieren und in ihrer Ordnungswut einen ganzen Strauß an Perversionen er-

⁴³ Vgl. Rubin (2003: 39–45).

⁴⁴ Rubin (2003: 33).

zeugen. Homosexualität besetzt hierbei eine eigentümliche Sonderrolle, indem sie die Stabilisierung heterosexueller Verhältnisse durch die „Vereindeutigung“ der Homosexualität als deren Anderes gewährleistet, und zwar sowohl in Bezug auf Geschlecht, Sexualität und körperliche Gelüste sowie Gesundheit und Familie, als auch bezüglich nationaler und ethnischer Grenzziehungen und Fragen von Gleichheit und Demokratie.⁴⁵ Den Wahrheitsanspruch jener wissenschaftlich untermauerten (Homosexualitäts-)Diskurse als eine *Politik der Wahrheit* zu entlarven, die Differenzen erst als natürliche erschafft, zählt zu den wichtigsten Aufgaben queerer Dekonstruktionsarbeit. Die in der Moderne dominante Annahme, zwischen dem Geschlecht eines Individuums und seiner Sexualität bestehe „das wesenhafte Verhältnis tiefster Wahrheit“⁴⁶, was die geschlechtliche wie sexualisierte Vereindeutigung des Individuums sowohl seiner Lust, als auch seinem Körper nach bedingt, verliert dabei nicht an Aktualität. Dies zeigt allein die beharrliche Suche nach der Ursache für Homosexualität, die der Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch dem stark ausgeprägten „Somatismus“ der westlichen Kultur zuschreibt, welcher bewirkt, dass komplexe Phänomene wie Homosexualität monokausal auf rein „Stoffliches“ reduziert werden.⁴⁷ Der politisch-ideologische Charakter dieses Interesses und Unbehagens an der Homosexualität als sexueller Differenz *par excellence* wird beispielsweise daran augenscheinlich, dass die Erforschung eines etwaigen Gens, das Sadismus oder Masochismus bewirke, nicht ansatzweise dasselbe Interesse bündelt.

Essentialismen radikal zu kritisieren bedeutet jedoch nicht, dass sich Queer kopfüber in den radikalen Konstruktivismus stürzt, wie oft angenommen wird. Queer ist vielmehr informiert darüber, dass sowohl Essentialismus, als auch Konstruktivismus keine neutralen Werkzeuge sind, da beide homophoben und sexistischen oder antihomophoben und antisexistischen Zielen dienen können. Frühe Sexualreformer_innen und -wissenschaftler_innen, die um die Rehabilitierung der Homosexualität bemüht waren, die als „Handlung gegen die Natur“ aufgefasst wurde, bezogen sich auf die Idee einer „natürlichen“ Anlage der Homosexualität. Mit diesem „Beweis“ der Angeborenheit hofften sie Strafbarkeit abzuwenden⁴⁸ – ein fataler Fehler, wie der nationalsozialistische Vernichtungsapparat nur zu deutlich machen sollte. Eine Argumentation, die in umgekehrter Weise ausschließlich die Sozialisation und Kultur für die Genese der Homosexualität in Anschlag bringt, öffnet wiederum Fantasien menschenverachtender Umerziehung Tür und Tor. Homosexualität als Verhalten zu fassen und damit „wegtherapieren“ zu können, ist nicht nur in religiösen, sondern

⁴⁵ Vgl. Laufenberg (2008: 55).

⁴⁶ Demirović (2015: 83).

⁴⁷ Vgl. Sigusch (2005: 153). Heinz-Jürgen Voß führt als aktuelles Beispiel die Epigenetik an, die von naturalisierenden Annahmen der Genetik bestimmt wird, innerhalb derer die Frage nach der Veränderlichkeit von Genen heruntergespielt wird, vgl. Voß (2013b).

⁴⁸ Vgl. Jagose (2001: 38).

auch in manchen sich wissenschaftlich nennenden Zusammenhängen nach wie vor verwurzelt. Dagegen nutzen konservative Homogegner zum Teil gar sozialkonstruktivistische Argumente, um die Studien zu kritisieren, die einen kausalbiologischen Faktor in der Entstehung sexueller Orientierungen behaupten.⁴⁹ Die Lehre, die sich mit einem queeren Blick auf diachrone als auch auf synchrone Diskurse gewinnen lässt, ist folgende: Sexualität geht nicht in Kategorisierung auf, sie lässt sich nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen⁵⁰, womit allerdings nicht behauptet wird, dass Sexualität einfach zu chaotisch sei, um sie begrifflich abzubilden. Vielmehr besteht die queere Methodik darin, ein theoretisches Verständnis von der Produktivität von Kategorien und der Kontingenz von Identität zu erlangen: Wie kommt es dazu, dass Menschen sich in Bezeichnungen wiedererkennen, die zu ihrer Herabsetzung geschaffen wurden? Als die Demonstrant_innen von Stonewall 1969 mit dem Ruf „off the couches into the streets“ um Selbstermächtigung kämpften, taten sie dies in deutlicher Abkehr von der biowissenschaftlichen Deutungsmacht, die Homosexualität zu einer psychiatrischen und medizinischen Angelegenheit erklärt hatte.⁵¹ Heute sind es vor allem trans- und intergeschlechtliche Menschen,⁵² die auf gesetzlicher Ebene um ihr Recht auf Selbstbestimmung und medizinische Hilfe ohne Pathologisierung streiten. In all diesen Fällen sind es die Subjekte selbst, die „die Ordnungsmacht über sexuelle und geschlechtliche Grenzen“⁵³ anzweifeln und sich gegen regulatorische Imperative wehren. Dabei bezeichnet Queer ein Verständnis von Selbstbestimmung und Emanzipation, das ohne den Rekurs auf die biologische „Natur“ des Körpers oder die Angeborenheit sexueller Orientierung auskommt.

3.2 Infragestellung der Homosexualität

Das theoretische und politische Ziel, Heterosexualität zu entnaturalisieren, führt zu dem zweiten Schritt, nämlich die Homosexualität als deren „natürlichen Gegenpart“ anzuzweifeln. Dies bedeutet eine radikale Kritik an jeglichen essentialistischen Grundlegungen, die sowohl für die Homosexuellenbewegung, als auch für den lesbischen Feminismus den zentralen Ausgangspunkt ihres Engagements bildeten. Die Auseinandersetzung wiegt dabei umso schwerer, da Queer die Kohärenz einer *homosexuellen Identität*, auf die die 1969er Generation ihren politischen Kampf um Anerkennung und Respekt gründeten, mit einem großen Fragezeichen versieht. Aus queerer Sicht wird die sexuelle Identität erst aus der Notwendigkeit, gesellschaftliche Sichtbarkeit zu erlangen,

⁴⁹ Vgl. Laufenberg (2014: 38f.).

⁵⁰ Vgl. Butler (2009: 19).

⁵¹ Vgl. Jagose (2001: 54f.).

⁵² Vgl. Gregor (2015).

⁵³ Müller (1998: 43f.).

durch den performativen Akt des öffentlichen Bekenntnisses hergestellt.⁵⁴ Damit verschiebt sich die Vorstellung von Identität als einer politischen Größe hin zu etwas, das im Nachhinein erst aus einer Relation hervorgegangen ist. Erst dadurch gerät die wechselseitige Abhängigkeit von Hetero- und Homosexualität in den Blick. Auch können Widersprüche und Aporien sichtbar gemacht werden, die sowohl die Heterosexualität als auch die Homosexualität durchziehen. Für die *Gay/Lesbian Studies* ergab sich aus dieser Einsicht die Notwendigkeit, die Dichotomie von Hetero- und Homosexualität als Ausgangspunkt der Erkenntnisbildung zu überwinden. Bereits 1983 benannte Pat(rick) Califia klar die Gefahren, welche die Suche nach dem „echten“, „reinen“ Schwulen, der „echten“, „reinen“ Lesbe provoziere und die letztlich in eine *homonormative* Haltung münde:

[...] people insist on a kind of purity that has little to do with affection, lust, or even political commitment. Gayness becomes a state of sexual grace, like virginity. A fanatical insistence on one hundred percent exclusive, same-sex behaviour often sounds to me like superstitious fear of contamination or pollution.⁵⁵

Menschen, die mit allen Geschlechtern schlafen, oder solche, die es im Rahmen von *BDSM play parties* tun, sich sonst als *gay* definieren, Trans*personen, Crossdresser oder Menschen mit biografisch spätem Coming-out u.v.m. – sie alle bedroh(t)en diese „Mythologie der Gayness“ und wurden der „schädlichen Einmischung des Hetero-Geistes“⁵⁶ verdächtigt. Zwar ist das Bedürfnis mehr als nachvollziehbar, Verfolgung, Gewalt und Homophobie ein emanzipatorisch-kraftvolles Narrativ entgegenzusetzen.⁵⁷ Doch gilt es aus queerer Sicht, die Fallstricke aufzuzeigen, die mit einer solchen Wahrheitspolitik einhergehen. So stellen allein die Fragen danach, was Homosexualität genau sei oder wie man wissen könne, ob jemand homosexuell sei, bei genauerem Überlegen unbeantwortbare Fragen dar.⁵⁸ Außerdem, so Califia, sei es „very odd that sexual orientation is defined solely on terms of the sex of one’s partners“⁵⁹, so als würde es eine weniger bedeutende Rolle spielen, *was* wir miteinander tun oder *wie* wir es tun.⁶⁰

Ein besonders wirkmächtiger Mythos im Zusammenhang mit der Wahrheitspolitik ist der des Coming-outs. So ging etwa die Homo-Bewegung davon aus, mit dem Schritt an die Öffentlichkeit würde einer authentischen homosexuellen

⁵⁴ Vgl. Jagose (2001: 118).

⁵⁵ Califia (2005: 25).

⁵⁶ Butler (2003: 159).

⁵⁷ Vgl. Califia (2005: 26).

⁵⁸ Heterosexualität betrifft dies genauso, ist jedoch als kulturell hegemoniale Norm nicht auf Selbstvergewisserungen angewiesen, die ihren Konstruktionscharakter offenbaren würden.

⁵⁹ Califia (2005: 25).

⁶⁰ Lewandowski stellt sich diese Frage in Bezug auf das Heterosexuelle in der Heterosexualität, vgl. Lewandowski (2015: 154f., Hervorhebungen F.F.)

Identität zum Ausdruck verhelfen als einer Identität, von der gesellschaftliche Veränderung ausgehe und die so lange öffentlich gemacht werden müsse, bis sie kein beschämendes Geheimnis mehr sei.⁶¹ Zudem verband sich mit der Aufforderung zum Massen-Outing die Hoffnung, die normativen Vorstellungen über Sexualität schließlich umzustürzen und zu einer „unverstellten“ Sexualität aller Menschen zu gelangen.⁶² Aus Foucault'scher Perspektive ist dies jedoch eine illusionäre Vorstellung, die davon ausgeht, dass es eine machtfreie Sexualität, ein „Außen“ der Macht gäbe, von der aus Kritik geübt werden könnte. Dabei bleibt auch die Frage ungestellt, wer sich aus seiner sozialen Position heraus überhaupt ein Coming-out leisten kann.⁶³ Die Literaturwissenschaftlerin Eve Kosofsky Sedgwick zeigt in ihrem dichten Essay „Epistemology of the Closet“ auf beeindruckende Weise, welche Widersprüche und Zwänge in der Praxis des Coming-outs stecken, die innerhalb eines Diskurses von Befreiung, Individualismus und Identität wirksam sind und die mit dem Schritt an die Öffentlichkeit für die Geouteten paradoxerweise nicht verschwinden. Dem sich outenden Subjekt werden nicht nur Selbstidentität, Authentizität und Kohärenz auferlegt, sondern seine Existenz ist widersprüchlichen Diskurszwängen unterworfen⁶⁴, die den Vorwurf nach sich ziehen, stets entweder *zu viel* oder *zu wenig* über die eigene Sexualität preis zu geben. Zudem ist das Coming-out kein einmaliger Akt, da es in jeder neuen sozialen Situation wieder aufgeführt werden muss. So ist das ‚Versteck‘ (*closet*) letztlich allgegenwärtig und hält sich hartnäckig, was nach K. Sedgwick auf die „radikale irreduzible Kohärenz“⁶⁵ zurückzuführen sei, die das Alltagswissen um Homosexualität produziere, wonach es klar abgrenzbare, „wirkliche“ Schwule und Lesben gäbe, was jedoch nur ein Trugbild der Eindeutigkeit, der Identifizierbarkeit sei. So verschiebt sich mit dem Coming-out letztlich der „Ort der Undurchsichtigkeit“, da das Coming-out „nur eine neue, andere Form des ‚Closet‘, des Schweigens“ produziert, während das Versteck stets eine Enthüllung verspricht, die „per definitionem nie stattfinden kann“⁶⁶.

Auf der anderen Seite, so gibt K. Sedgwick zu bedenken, verlangt die Kategorisierung Respekt, denn

große Gruppen von Männern und Frauen, die diesem Repräsentationsregime unterliegen, haben entdeckt, daß die nominative Kategorie ‚homosexuell‘ [...] durchaus

⁶¹ Vgl. Jagose (2001: 55).

⁶² Vgl. Jagose (2001: 59).

⁶³ Hiermit sind nicht nur Klassen- oder kulturelle Differenzen gemeint. In islamisch geprägten Ländern ist *Homosexualität* zu einer Art Meistersignifikanten der „Verwestlichung“ geworden, wodurch ein öffentliches Bekenntnis, wie es von westlichen LGBTIQ*-Aktiven gefordert wird, für die betroffenen Menschen ein zum Teil untragbares Risiko darstellt, vgl. Klauda (2008: 57).

⁶⁴ Vgl. Kosofsky Sedgwick (2003: 116f.).

⁶⁵ Kosofsky Sedgwick (2003: 136).

⁶⁶ Butler (2003: 147f.).

ein reales Potential besitzt, die Erfahrungen mit ihrer eigenen Sexualität und Identität zu organisieren und zu beschreiben, ein hinreichendes Potential jedenfalls, um die erheblichen Nebenkosten dieser Selbstzuschreibung (selbst wenn sie stumm erfolgt) wettzumachen.⁶⁷

So ist dieser Bezug nicht ohne Widersprüchlichkeit zu haben, wie auch Butler feststellt:

Als Lesbe zu schreiben oder zu sprechen, erscheint mir wie ein paradoxer Auftritt dieses ‚Ich‘, der sich weder echt noch unecht anfühlt.⁶⁸

Es dürfe Butler zufolge deshalb nicht darum gehen, *entweder* zu bekennen *oder* zu verleugnen, sondern den Ausschluss als Preis für diese Kohärenz ernst zu nehmen und zu problematisieren.⁶⁹ Der Abwertung lesbischer Sexualität, nach der sie nur „Heterosexualität zweiten Grades“, eine schlechte Kopie oder schlicht nicht existent sei,⁷⁰ damit zu begegnen, nach einer *Spezifität* zu fahnden, die man der Abwertung kritisch entgegenhalten könne, führt Butler zufolge nur zu neuen Ausschlüssen. Statt entweder von einer Spezifität oder von einer Ableitung auszugehen, schlägt sie vor, lesbische Sexualität als *Prozess* zu begreifen: Indem lesbische Sexualität sich gegen die Heterosexualität auflehnt, um selbst zu bestehen, ist sie auf deren Spielregeln angewiesen, ja, konsituert sich zu einem großen Teil aus derselben Matrix der Macht, gegen die sie sich absetzen will. Doch schreibt sie diese Regeln in diesem Prozess auch neu ein, weshalb die „Spezifität lesbischer Sexualität nicht *außerhalb* oder *jenseits* dieser Neueinschreibung, sondern gerade in deren Modalität und in ihren Effekten“⁷¹ gesucht werden sollte. Anstatt auf größtmögliche Klarheit abzielen wird hier also gerade eine Methode favorisiert, die dauerhafte Unklarheit über Identitäten anstrebt und die Entscheidung über das Entweder/Oder strategisch aufzuschiebt.⁷²

3.3 Queere Wissensfelder: Die Frage nach dem *Wie*

Die Abkehr von der Suche nach Antworten auf die Frage nach dem *Was* – was ist *sex*, was ist *gender*?, was ist der Körper, das Subjekt, eine Identität, eine sexuelle Orientierung etc.? – gründet in der Einsicht, dass entsprechende Antwortversuche sich stets in Aporien verstricken, wie beispielsweise in der Angabe, wie viel Natur und wie viel Kultur je beteiligt ist. Entsprechend verkörpert

⁶⁷ Sedgwick (2003: 134).

⁶⁸ Butler (2003: 144f.).

⁶⁹ Vgl. Butler (2003: 149).

⁷⁰ Vgl. Butler (2003: 149).

⁷¹ Butler (2003: 149f.). Das oft als „heterosexuelle Konstruktion“ disqualifizierte Beispiel des *femme/buch*-Paares ist in diesem Zusammenhang ein treffendes Beispiel.

⁷² Vgl. Butler (2003: 148).

Queer die Weigerung, sich an solcherlei „Wahrheitsspielen“⁷³ zu beteiligen. Es bricht zudem mit dem Telos, überhaupt an sicheres Wissen gelangen zu können, und entlarvt damit die Grundlosigkeit und Ursprungslosigkeit des Sexuellen und Geschlechtlichen.

Der Fokus liegt stattdessen auf der Modalität, womit ein Perspektivwechsel denkbar wird. Die Frage nach dem Wie vermeidet die Setzungen, die unser Denken provoziert, indem sie den Fokus auf Veränderung, den Fluss, die *Performanz* solcher in unserer Wahrnehmung eher als unbewegliche, festgefügte Dinge auftauchende Sachverhalte lenkt – wie funktioniert *sex/gender*? Wie werden derartige Unterscheidungen hervorgebracht? Wie ist eine heterosexuelle/homosexuelle Identität möglich, wie kommt sie zustande? Wie ist Subjektivität möglich, was sind Subjektivierungsweisen? Wie entsteht der Eindruck von Konstanz, von Unveränderbarkeit? Was hat dies mit Macht zu tun? Die Problematisierung von sexueller und geschlechtlicher Identität wird so zu einer Frage der „perpetual reinvention“⁷⁴ – also einer „unablässigen Neuerfindung“. So ist es wenig verwunderlich, dass queeres Denken stets an den Rändern etablierter Wissenschaft gepflegt wird und ein transdisziplinäres Dasein zwischen Literatur-, Kultur-, Film- und Sozialwissenschaften führt.

Grob lassen sich zwei Richtungen unterscheiden, in die sich queere Theoriebildung aktuell entwickelt. Wer den Fokus auf Fragen der Repräsentation legt, orientiert sich eher an einer Queertheorie, die wie Butlers Theorie aus Foucaults Machtanalyse und Derridas Sprach- und Metaphysikkritik schöpft. In jenes Spektrum lassen sich im weitesten Sinne auch Gayatri C. Spivaks postkoloniales Denken und aktuelle Auseinandersetzungen mit der Hegemonietheorie von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe einordnen.⁷⁵ Den zweiten Strang bilden Bezüge auf die von Spinoza stammende Affektheorie.⁷⁶ Anstatt der Frage nach der Bedeutung und Entwicklung von Repräsentationspolitiken nachzugehen, verschiebt sich hier das Interesse im Kontext feministischer natur- und technikwissenschaftlicher Studien von Fragen der Subjektformation hin zur Beschäftigung mit Körpern und ihrer „Liminalität“.⁷⁷ In jenem Kontext lässt sich auch die Arbeit von Paul B. Preciado erwähnen, in dessen Text „Kontrasexuelles Manifest“ (2003) die sexuellen Transformationen des Körpers durch Körpertechnologien beleuchtet und in einer *Dildotheorie* zugespitzt werden.

Im Bemühen, die Grenzen zwischen *normal* und *abnormal* als eine politische auszuweisen, interessiert sich eine queere Perspektive zum Beispiel auch für Monogamie, die als *Mono-Normativität* entlarvt wird und *Polyamorie* oder al-

⁷³ Laufenberg (2014: 62).

⁷⁴ Fuss (1991: 6f.).

⁷⁵ Vgl. Castro Varela/Dhawan/Engel (2011); Engel (2011) und Distelhorst (2007).

⁷⁶ Vgl. Wagels (2014: 78f.), auch für einen Einblick in die anglo-amerikanische Queer-Debatte.

⁷⁷ Vgl. Puar (2013: o.S.).

ternative Beziehungsmodelle als queere Praxen diskutiert.⁷⁸ Dasselbe gilt für ursprünglich als *perverse* Sexualitäten pathologisierte Praktiken wie fetisch, Bondage und BDSM. Robin Bauer untersucht beispielsweise, wie im Rahmen von BDSM-Praktiken und deren Konsens- und Verhandlungspraxis Geschlechteridentitäten und Begehren in ihrer Uneindeutigkeit und Vielzahl zu Tage treten.⁷⁹ Die queere Normalisierungskritik erfasst zudem einen Bereich, der innerhalb des Feminismus zu großen Dissonanzen geführt hat und noch führt, nämlich die *Sexarbeit*. Queerfeministische Ansätze betonen das Selbstbestimmungsrecht von Sexarbeiter_innen und die Notwendigkeit, gesellschaftliche Stigmatisierung zu bekämpfen.⁸⁰ Diese für Queer typische „Politik des Selbst“ spiegelt sich auch in den Experimentierfeldern der queerfeministischen Pornographie und des *queer porn*.⁸¹

Noch in den Anfängen steckt die Forschung im Bereich der Entnormalisierung der Heterosexualität, die den durch Queer eingeleiteten Perspektivwechsel von der Fokussierung auf Minderheiten hin zur Mehrheit fortsetzt. In diesem Zusammenhang interessiert, welche Brüche und Widersprüche die Heterosexualität selbst durchziehen, und zwar nicht nur auf der Ebene subjektiver Identität, sondern auch als Grundlage gesellschaftlicher Verhältnisse.⁸²

Queere Kategorienkritik und Machtanalyse ist zudem zentral für diejenigen, die sich für Gender- und Sexualregime in nicht-westlichen Gesellschaften interessieren. Die Infragestellung von Zweigeschlechtlichkeit und dem Hetero-/Homo-Binarismus als eigenkulturelle Normen ermöglicht es, differente Konzepte und Konstruktionen von Sexualität und Gender sowohl historischer als auch gegenwärtiger Natur zu erkennen und Heteronormativität als Effekt des Kolonialismus/Imperialismus bzw. der Globalisierung zu begreifen. Wiederum weisen solche historischen oder gegenwartsbezogenen Studien auf den impliziten Eurozentrismus des Konzepts der Heteronormativität hin, dessen Genealogie als eine europäische oft unreflektiert bleibt.⁸³

Eine queere selbstkritische Perspektive ist darüber hinaus notwendig, wenn Homophobie bestimmten kulturalisierten Gruppen zugewiesen wird. Dies hat den Effekt, dass sich die westlichen Gesellschaften als modern und aufgeschlossen präsentieren können, während das Problem homo- oder transphober Gewalt auf die vermeintlichen kulturellen Besonderheiten muslimischer junger Männer reduziert und der Islam als rückständig und unfähig zur Aufnahme fortschrittlicher Wertvorstellungen festgeschrieben wird.⁸⁴ Was diese Verschränkung von

⁷⁸ Vgl. Pieper/Bauer (2014).

⁷⁹ Vgl. Bauer (2005).

⁸⁰ Vgl. Koppe (2008).

⁸¹ Vgl. Heim/Ippolito (2011); Stüttgen (2009).

⁸² Vgl. Genschel et al. in Jagose (2001: 175f.).

⁸³ In Bezug auf den Islam vgl. etwa Babayan/Najmabadi (2008); Massad (2007) und Förster (2016).

⁸⁴ Vgl. Meißner (2012: 99).

Homophobie und Islamophobie im bundesdeutschen Kontext für beispielsweise schwule ausländische oder ausländisch aussehende Männer bedeutet, arbeitet Zülfukar Çetins Studie „Homophobie und Islamophobie“ (2012) heraus.

Die im Kontext dieses Textes nur andeutbare Diversität der Diskussions- und Forschungszusammenhänge hat zur Folge, dass die Verständnisse von den Kategorien, mit denen jeweils operiert wird, sehr unterschiedlich sein können, was der Debatte sowohl Dynamik, als auch eine gewisse Schwerfälligkeit verleiht. Dies hängt auch mit den je unterschiedlichen Fachtraditionen und der jeweiligen Rezeptionsgeschichte zusammen.

In den USA bildeten sich Queer und Gender als zwei unterschiedliche und getrennt voneinander operierende Wissensbereiche heraus. Dies lag zum einen an dem Bedürfnis, die *Queer Theory* als eigenständige Disziplin zu etablieren. Für eine radikale Kritik an der institutionalisierten (Hetero-)Sexualität, so wurde etwa von Rubin und Sedgwick argumentiert, sei die feministische Perspektive weniger geeignet, es brauche eine unabhängige queere Theoriebildung.⁸⁵ Doch wie die Geschichte der *Queer Politics* zeigt, sind Fragen des Geschlechts und der Sexualität zwar verschieden, aber dennoch untrennbar miteinander verquickt. Deshalb führte die Abgrenzung der Queertheorie von den feministischen Theorien mit ihren klar getrennten Gegenstandsbereichen Sex/Sexualität auf der einen und Gender auf der anderen Seite letztlich in methodologische und fachpolitische Sackgassen. Butler, die frühzeitig queeren Separatismus und die Provinzialisierung feministischen Wissens kritisiert hat, spricht diesbezüglich von „uneigentlichen“ Untersuchungsobjekten, als Produkt anti-historischer und gewaltvoller Trennungen.⁸⁶ Die Folge ist eine epistemische Borniertheit, die sich selbst um die Produktivität ihrer Perspektive bringt.

In den USA ist zudem der von der Rezeption feministischer französischer Gegenwartsphilosophie beeinflusste Zugang zu Queer stärker vertreten.⁸⁷ Die Theorien von Hélène Cixous, Julia Kristeva und Luce Irigaray arbeiten sich auf verschiedenen Pfaden an dem Rätsel der Geschlechterdifferenz ab. Entlang der kritischen Auseinandersetzung mit der Lacan'schen Psychoanalyse geraten hierbei die *symbolischen Strukturen* in den Vordergrund. Dagegen wurde Queer in der BRD insbesondere mit der Theorie Butlers bekannt und vor allem innerhalb des Feminismus und der Geschlechterforschung diskutiert, in der sozialwissenschaftliche Zugänge dominieren und entsprechend die *soziale Dimension* von „Geschlecht“ interessiert. Die Rezeption der Queer Theorie bedeutet(e) für die deutschsprachige Frauen- und Geschlechterforschung eine Bereicherung, da Queer *Sexualität* als gesellschaftsstrukturierende Kategorie neben Geschlecht zu untersuchen und Heterosexualität aus diesem Zusammen-

⁸⁵ Vgl. Rubin (2003: 75, 77); Kosofsky Sedgwick (1990: 27–35).

⁸⁶ Vgl. Butler (2006: 187f.).

⁸⁷ Villa (2012: 158f.).

hang heraus als normatives System zu enttarnen ermöglicht.⁸⁸ So lagen Queer und Gender hierzulande von Anfang an näher zusammen, wenngleich Queer häufig auf den Faktor Sexualität/sexuelle Orientierung reduziert und die radikale Kritik an der Zweigeschlechtlichkeit ausgeblendet wurde. Auch wenn es als Erfolg verbucht werden kann, dass nun queertheoretische Texte unter dem Label *Gender Studies* gelesen und herausgegeben werden,⁸⁹ so scheint doch *Gender* als Oberbegriff bevorzugt zu werden. Eine explizite Verbindung der beiden Perspektiven als gleichrangige Wissensfelder ist bislang selten.⁹⁰ In der deutschsprachigen akademischen Landschaft wirkt Queer daher immer noch wie das Stiefkind der weitaus etablierteren Gender Studies. Mittlerweile scheint sich jedoch die Ansicht durchzusetzen, dass Queer nicht ohne Gender und Gender nicht ohne Queer zu haben ist. Butlers theoretischer Wurf, der im weiteren Verlauf im Vordergrund stehen soll, zeigt mit seinem Fokus auf die Problematik der *sex/gender*-Differenz, dass Gender und Sexualität nicht aufeinander reduzierbar sind, wobei er sich obendrein als spannende Mittlung zwischen den Sphären des Symbolischen und des Sozialen lesen lässt.⁹¹

3.4 Heterosexuelle Matrix und intelligible Geschlechter

Butlers Konzeptualisierung der *heterosexuellen Matrix* ist fast zum Synonym für queere Kritik geworden. Die Besonderheit dieser theoretischen Perspektive lässt sich in der Konzeption der Zwangsheterosexualität als *produktiver Matrix* verorten, die nicht nur bewirkt, dass andere Begehrensformen oder Sexualitäten diskriminiert werden. Auch sind

Optionen jenseits der Heterosexualität dadurch [...] bereits verworfen, bevor ein erwachsenes Subjekt überhaupt bewusst eine Wahl treffen kann. Heterosexualität ist damit sowohl ein ‚äußerer‘ Zwang für Individuen als auch – zumindest zunächst und idealiter – eine Bedingung der Subjektwerdung.⁹²

So wählt Butler in der Auseinandersetzung mit Geschlecht (*gender*) nicht grundlos den Begriff der *Norm*. Wenn sonst von Normen die Rede ist, wird meist von einer Auffassung ausgegangen, nach der Subjekte sich zu Normen verhalten als wären es Objekte. Butler hingegen fasst Normen als *diskursiven*

⁸⁸ Vgl. Hark (2005: 299).

⁸⁹ Siehe beispielsweise Bergmann/Schössler/Schreck (2012).

⁹⁰ Vgl. hierzu Degele (2008). In basispolitischen, universitären und „netzfeministischen“ Kontexten ist dagegen immer häufiger die Rede von *Queerfeminismus*. Dabei fungiert Queer in produktiver Hinsicht als Label für Bündnispolitiken, die antirassistische, antihomophobe, antisexistische als auch antifaschistische Arbeit miteinander verknüpfen, vgl. Wagens (2014: 78). Dies widerspricht der Deutung, es würde praktisch keine queere politische Praxis im Sinne einer Anti-Identitätspolitik geben, wie noch Degele (2008: 53) meint.

⁹¹ Vgl. Butler (2006: 206).

⁹² Bublitz (2010: 66).

Rahmen, auf dessen Folie „Individuen überhaupt [...] einen Subjektstatus erhalten, da sie nur durch diesen Bezug für sich und andere sinnvoll erfassbar und damit (an-)erkennbar sind.“⁹³ So reguliert *gender* als normativer Rahmen die Anerkennbarkeit und Legitimität von Personen.⁹⁴ Geschlechtliche Identität ist entsprechend nicht von der Identität eines Subjekts trennbar, wie Butler pointiert ausdrückt: „Es gibt kein ‚Ich‘ vor der Annahme eines Geschlechts.“⁹⁵ Diese radikale Setzung impliziert auf der anderen Seite, dass Äußerungen der Geschlechtsidentität (*gender*) keine geschlechtlich bestimmte Identität ausdrücken, sondern dass ebendiese Identität „gerade performativ durch diese ‚Äußerungen‘ konstituiert [wird, F.F.], die angeblich ihr Resultat sind.“⁹⁶

Mit Monique Wittig stimmt Butler darin überein, dass die Existenz einer Substanz des Weiblichen verneint werden muss. Butler übernimmt von ihr die Überzeugung, dass vielmehr jede Betonung des Geschlechts letztlich dem als Regime bezeichneten System der Heterosexualität zuarbeitete.⁹⁷ Zudem begreift Butler entlang von Wittig und Foucault die Kategorie *Geschlecht* entsprechend nicht als Ursache, sondern als Wirkung einer Ökonomie der Sexualität. Diese erzwingt sowohl ein „künstliches binäres Verhältnis *zwischen* den Geschlechtern [...] als auch die künstliche *innere* Kohärenz jedes einzelnen Terms dieser Binarität.“⁹⁸ Geschlechtsidentität erscheint dann im Dienste der normativen Heterosexualität als binär codiert, als entweder männlich oder weiblich. Intelligible, also sozial sinnhafte, Geschlechtsidentitäten sind dann solche, die

Beziehungen der Kohärenz und Kontinuität zwischen dem anatomischen Geschlecht (*sex*), der Geschlechtsidentität (*gender*), der sexuellen Praxis und dem Begehren stiften und aufrechterhalten.⁹⁹

In ein einfaches Schema gebracht, gilt: Mann > männlich > begehrt Frau; Frau > weiblich > begehrt Mann. Dieser binär kodierte Diskurs operiert in seinen diskursiven Verweisungszusammenhängen stets zirkulär und tautologisch: Ein Mann oder eine Frau ist demnach die „eigene Geschlechtsidentität genau in dem Maße, wie er/sie nicht die andere ist.“¹⁰⁰

Zentral in diesem Zusammenhang ist die Figur des *konstitutiven Außen*, die Butler Derrida, Lacan und Luce Irigaray entlehnt, nach der das Weibliche das konstitutive Außen für das Männliche bildet, indem es die Bestimmung des Männlichen ermöglicht und zugleich in dieser Bestimmung in die Unsichtbar-

⁹³ Meißner (2012: 13).

⁹⁴ Vgl. Butler (2009: 91).

⁹⁵ Butler (1997: 145).

⁹⁶ Butler (1991: 49).

⁹⁷ Vgl. Kraß (2003: 17).

⁹⁸ Butler (1991: 41), Hervorhebungen F.F.

⁹⁹ Butler (1991: 38).

¹⁰⁰ Butler (1991: 45).

keit, in die Unrepräsentierbarkeit gezwungen wird.¹⁰¹ Diese Bewegung macht Butler für die Funktionsweise der heterosexuellen Matrix produktiv, nach der intelligible Geschlechter ihre Kohärenz aus der permanenten Ausschließung beziehen. Dabei bildet das „Ausgeschlossene die Grenzen der Signifikation des Intelligiblen“, wodurch es „aktiv an seiner Konstruktion beteiligt“¹⁰² ist, was bedeutet, dass das Verworfenen nicht *jenseits* der heterosexuellen Matrix liegt, sondern diese stützt, ohne dass jene Abhängigkeit sichtbar wird. Da die Geschlechterordnung der heterosexuellen Matrix die Bedingung der Intelligibilität von Subjekten darstellt, sind diejenigen Existenzformen, die von der sprachlich-symbolischen Ordnung nicht erfasst werden, von der Intelligibilität ausgeschlossen, wodurch sie „weder Sinnhaftigkeit noch Einheit [...] verkörpern“¹⁰³ – eine Gewalt, die Wilchins als „Bedeutungsfaschismus“¹⁰⁴ bezeichnet. Die derart verunmöglichten Existenzen irren regelrecht an den Grenzen des Denkbaren, des Möglichen, des rational Erfassbaren umher, wobei sie das „andauernde Gefühl ihrer eigenen Unwirklichkeit“¹⁰⁵ erleiden.

Queertheorie-Interessierte mögen sich fragen, wer genau das konstitutive Außen bildet, also welche Existenzformen von der Intelligibilität ausgeschlossen werden. Diese Unklarheit kann man als queertheoretische Strategie selbst auslegen, da eine positive Bestimmbarkeit den Zielen von Queer entgegensteht. So wird am ehesten im Hinblick auf einen bestimmten Kontext deutlich, wer jeweils „drinnen“ und wer jeweils „draußen“ ist. Auf der Ebene sozialer und juridischer Anerkennung beispielsweise liegen Homosexualität und Intergeschlechtlichkeit nicht auf einer Ebene, da erstere in gesellschaftlichen Diskursen einen Platz hat als teils natürlich, mindestens vorstellbar und mittlerweile juridisch anerkannte Größe, während letztere für den Großteil einer Gesellschaft nicht einmal in den Bereich des Vorstellbaren hineinreicht. Vor diesem Hintergrund ermöglicht Homosexualität wie die normative Heterosexualität eine Subjektivität zu dem Preis, diese als unhinterfragbare, kohärente sexuelle Identität anzunehmen, mit dem Unterschied, dass die heterosexuelle Normativität den homosexuellen Subjekten erschwerte Bedingungen auferlegt.¹⁰⁶ Queer nimmt die Verwerfungen in den Blick, die sich als Machteffekt aus dem Ableitungsverhältnis ergeben, das Homosexualität als das Andere der Heterosexualität fasst, womit homosexuelle Identitäten gewissermaßen „in“ und „out“ zugleich sind. Die Inblicknahme der Ebene kultureller Intelligibilität und der Frage nach Anerkennung, wie sie von Butler gestellt wird, geht insofern tief, indem die Grenzziehungen selbst problematisiert werden.

¹⁰¹ Vgl. Fußnote 40.

¹⁰² Distelhorst (2007: 28).

¹⁰³ Distelhorst (2007: 27).

¹⁰⁴ Wilchins (2006: 53).

¹⁰⁵ Butler in Bublitz (2010: 150).

¹⁰⁶ Vgl. Bublitz (2010: 70f.) und Meißner (2012: 69f.).

Kritik an der Zwangsordnung der Intelligibilität ist entlang der Einsicht, dass es kein Jenseits der heterosexuellen Matrix gibt, entsprechend nicht über den Bezug auf ein Außen möglich. Jeglicher Versuch ein Jenseits der Macht und der Sprache zu denken, mündet schließlich in der Aporie einer vorgesellschaftlichen Integrität. Dieser Versuch führt Butler zufolge die „Metaphysik der Substanz“ wieder ein, die die Produktion und Naturalisierung der Kategorie Geschlecht maßgeblich verantwortet.¹⁰⁷ So kann sich eine entsprechende immanente Kritikstrategie die Einsicht zunutze machen, dass die Kohärenz der Konstruktion stets um den Preis errungen wird, dass das konstitutive Außen in die Sphäre des Intelligiblen als eine Störung, als „das Nichtlebbare, das Nichterzählbare, das Traumatische“¹⁰⁸ hereinbricht. Indem beständig das verworfen wird, was die eigene Unvollständigkeit demaskieren könnte, kann zugleich nicht darüber hinweg getäuscht werden, dass die Heterosexualität „dieses Risiko niemals beseitigen kann“, was ihre „tiefgreifende Abhängigkeit von der Homosexualität“¹⁰⁹ bezeugt. Doch führt eben die erfolgreiche Verdunkelung dieser Abhängigkeit zu dem Effekt, dass Homosexualität in einer Art Ableitungsverhältnis zur Heterosexualität steht, die sich als das Wahre, Authentische, Originale setzt, wonach Lesbischsein oder Schwulsein stets den Beigeschmack einer von Vornherein gescheiterten Nachahmung des „Richtigen“ bekommt. Homosexualität erscheint entsprechend als „schlechte“ Kopie des Originals Heterosexualität. Dabei stabilisiert sich das Original erst anhand seiner Kopie, die sein konstitutives Außen bildet, sprich: Ohne Kopie gäbe es auch kein Original, nicht andersherum. Obwohl also das Ideal der Mimesis

nahelegt, daß es zunächst ein Modell geben muß, das kopiert wird, kann die Mimesis auch bewirken, daß dieses a priori vorhandene Modell als rein phantasmagorisch entlarvt wird.¹¹⁰

So würden *drag queens* und *drag kings* in ihren Shows demonstrieren, dass die Geschlechtsidentität eine Imitation ist, zu der es kein Original gibt und dass die Performanz von Geschlecht letztlich immer *drag* ist.¹¹¹ So wird „Weiblichkeit“ oder „Männlichkeit“ als geschlechtliche Identität zu einer „Kopie ohne Original“. Es ist die Imitation, die als Effekt und Konsequenz die Auffassung von der Existenz eines Originals produziert. So kann Gender also als eine „fortwährende performative Produktion natürlichen Scheins“¹¹² verstanden werden, als die *Imitation der jeweils vorhergehenden Imitationen*.

¹⁰⁷ Vgl. Butler (1991: 42f.).

¹⁰⁸ Butler (1997: 260).

¹⁰⁹ Butler (2003: 158).

¹¹⁰ Butler (2003: 155).

¹¹¹ Vgl. Butler (2003: 156).

¹¹² Villa (2012: 78).

3.5 Performativität und Subjektivierung

Wie sprachliche Differenzen eine soziale Natur annehmen und einen natürlichen Effekt produzieren, lässt sich anhand der Butler'schen Überlegungen zur *Performativität* erklären. Dieser zweite unverzichtbare Begriff im Zusammenhang mit Queer bezeichnet gewissermaßen das Medium der Macht des Diskurses, über das wiederholte Zitieren von Normen Dinge hervorzubringen, wie im Falle von Gender, das als *performatives Ergebnis sich wiederholender Handlungen* verstanden wird. Damit sich Diskurse materialisieren, müssen Menschen *Sprechakte* vollziehen. Ein zitierter Sprechakt, der dadurch gekennzeichnet ist, das er etwas ins Leben ruft, was er scheinbar nur benennt, ist zum Beispiel der Ausruf unmittelbar nach der Geburt eines Babys: „Es ist ein Mädchen (Junge)!“ Die Aussage schafft einen „sozialen Tatbestand, der einem so bezeichneten Körper *ein und nur ein* Geschlecht zuordnet.“¹¹³ Die mit jedem Sprechakt angerufene implizite Gemeinschaft der Sprecher verweist auf eine Konvention, die dem Augenblick der Äußerung vorausgeht. Butler situiert also die Macht des Performativs in der Sprache selbst, indem sie auf deren Geschichtlichkeit und die in dieser Geschichte eingelassenen Traditionen und Rituale verweist.¹¹⁴ Die Performativität des Geschlechts beruht entsprechend darauf, dass einerseits die kulturell verankerte binäre Geschlechterordnung dafür bürgt, dass die je getroffenen Zuschreibungen von den Beteiligten akzeptiert werden und performativen Akten eine „kulturelle Autorität“ verliehen wird. Andererseits garantieren die performativen Akte die „kulturelle Produktion der heterosexuellen Geschlechtermatrix“, die das Geschlecht immerfort als zweigeschlechtliches herstellen.¹¹⁵

Die Aussage „es ist ein Mädchen“ ist überdies als eine Anweisung, als kultureller Imperativ, zu verstehen, dieses weibliche Geschlecht auch zu sein und impliziert somit ein normatives Ideal: „sei/werde ein Mädchen!“¹¹⁶ Was dieses System „am Laufen“ hält, ist der Umstand, dass diese Norm nie vollständig verinnerlicht werden kann, da die Geschlechtsidentität als ein phantasmagorisches Ideal auftritt, das unerreichbar ist. Ein genauerer Blick auf den Prozess der Subjektivierung, wie er sich als immerwährende Kompensation eines konstitutiven Mangels zeigt, lohnt an dieser Stelle für ein besseres Verständnis. Nach Lacan ist die symbolische Ordnung als ein Gewebe von Signifikanten zu verstehen, das die universellen Gesetze des Sagbaren bildet, durch die Subjekte ein soziales Sein erlangen. Über den Erwerb der Sprache, durch die ein Kind in die symbolische Ordnung eintritt, wird die Ablösung des in Symbiose verbundenen

¹¹³ Bublitz (2010: 23), Hervorhebung F.F.

¹¹⁴ Vgl. Butler (1993b: 124).

¹¹⁵ Vgl. Bublitz (2010: 74)

¹¹⁶ Bublitz (2010: 26).

Kindes von der Mutter eingeleitet, worauf sein Begehren umgelenkt wird:¹¹⁷ Es weist die Identifikation mit dem jeweils anderen Geschlecht zurück und verwandelt es stattdessen in ein Objekt des Begehrens.¹¹⁸ Das Subjekt erscheint nun als „sprechendes ‚Ich‘“, indem es „in der Sprache als selbstbegründender Signifikant auf[tritt, F.F.]“, dessen „Kohärenz jedoch durch jene sexuellen Positionen in Frage gestellt wird, die das Ich im Prozeß der Identitätsbildung ausschließt“¹¹⁹. Da innerhalb dieser normativen Ordnung Heterosexualität die Voraussetzung der Geschlechtsidentität ist, gerät jedes homosexuelle Begehren zur Bedrohung. Es stellt nicht nur die Identität als „richtige Frau“ beziehungsweise „richtiger Mann“ auf den Prüfstand, sondern ist mit der Angst verbunden, „eine irgendwie monströse, verwerfliche Figur zu sein“¹²⁰. Die Gewissheit über die eigene Geschlechtsidentität ist also mit erheblichen psychischen Kosten verbunden, die jedoch dem Subjekt verborgen bleiben müssen, damit die Selbstsetzung im Sinne eines selbstbestimmten, autonomen Subjekts als Verleugnung dieser Abhängigkeit gelingen kann.¹²¹ Geschlechtsidentität ist somit nicht nur mühsam erworben, sondern stets der Gefahr der Aberkennung ausgesetzt. Weil sich das Subjekt seiner selbst nie sicher sein kann, ist es darauf angewiesen, eine Illusion der Vollständigkeit und Autonomie aufrecht zu erhalten. Das Begehren, mit sich selbst identisch zu sein, kann nur auf der imaginären Ebene geleistet werden, als „imaginäre Verweigerung des Mangels“,¹²² die das Subjekt stetig nach der Kopie von der Kopie der Geschlechtsidentität eifern lässt. In alltäglichen Akten des Imitierens wird auf sehr strapaziöse Art und Weise versucht, sich möglichst „richtig“ als Frau oder Mann zu verhalten, das bis in tiefe Widersprüche und Aporien reicht.¹²³

Da jedoch (Geschlechter-)Normen nie auf die exakt gleiche Art nachgeahmt werden können, sind sie konstitutiv instabil und ihre Verfehlung ist immer schon in sie „eingebaut“. Darauf weist Butler im Rückgriff auf den Derrida'schen Begriff der *Iterabilität* hin, der die Kontextgebundenheit performativer Sprechakte betont. Da dieser Kontext nie identisch wiederholt werden kann,

¹¹⁷ Vgl. Meißner (2012: 20f.).

¹¹⁸ Vgl. Distelhorst (2007: 27).

¹¹⁹ Butler (1991: 76).

¹²⁰ Butler (2001: 128).

¹²¹ Vgl. Meißner (2012: 29). So erklärt sich auch die Neigung des Subjekts, an seiner Identität als etwas Selbstidentisches und Gegebenes festzuhalten, indem es nämlich „die gesellschaftliche Form einer Identität annehmen muss, die es jedoch als eigene Identität erfährt und daher nicht als gesellschaftlich konstituiert begreifen kann. Da die Form der Identität als Ausdruck der Innerlichkeit erlebt wird, kann sie nicht als sozialer Machteffekt erkennbar werden, ein Machteffekt, der bestimmte, partikuläre Lebensformen als Wahrheit menschlicher Subjektivität verallgemeinert“, Meißner (2012: 64).

¹²² Müller (1998: 51).

¹²³ Vgl. Villa (2012: 73). Man denke etwa an Unternehmerinnen, die Kurse mit dem Ziel belegen, wieder „femininer“ zu werden.

ist auch die erzeugte Bedeutung der Äußerung Verschiebungen ausgesetzt.¹²⁴ Performative Sprechakte zeitigen damit unvorhersehbare und unkontrollierbare Effekte, womit sie die Macht haben, etwas hervorzubringen, jedoch „nicht immer das, was sie benennen“¹²⁵.

3.6 Handlungsfähigkeit und Politik

Das poststrukturalistisch reformulierte Subjekt ist ein postsouveränes, da zwar die „Grammatik des Subjekts den Anschein eines Besitzes produziert“¹²⁶, aber das Subjekt nicht mehr als Quell des Handelns gelten kann. Damit werden mindestens zwei für das Nachdenken über Subjektivität zentrale Fragen neu gestellt, nämlich die Frage nach Handlungsfähigkeit und die Frage nach Normativität. Viele feministische Kritiker_innen befürchteten, dass jene Butler'schen Implikationen feministische Interventionen letztlich erschweren oder gar diskreditieren könnten.¹²⁷ Butlers Diktum, wonach Handlungsfähigkeit ebendort beginne, wo die Souveränität schwinde, wurde gar interpretiert als Missachtung des Kampfes um weibliche Selbstbestimmung. Jedoch geht es nicht darum, die historische Notwendigkeit des Feminismus zu bestreiten, sondern ihm die „Illusion eines metaphysischen Fundaments“¹²⁸ zu nehmen. Individuelle Subjektivität kann Butler zufolge eben nicht vorausgesetzt werden, sondern ist ein Effekt von Macht-Diskurs-Verhältnissen, die den Rahmen dafür bilden, was zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt Sinn erlangen kann. Die Notwendigkeit, im Diskurs repräsentiert zu werden, setzt die Subjekte immer schon in einen unhintergehbaren politischen Prozess.¹²⁹ Da der Bezug auf die vorausgesetzte Identität *Frau* nicht abbildet, was schon da ist, sondern diese Identität über konstitutive Ausschlüsse und Verwerfungen herstellt, ist die Position der feministischen Kritiker_in selbst Teil des politischen Artikulationsprozesses. Es geht also darum, den dilemmatischen Grundlagen von Begriffsverwendungen eine gesteigerte Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, ohne die der Feminismus selbst Gefahr läuft, seine eigenen normativen Ansprüche zu verraten. Queertheoretische Haltungen teilen die für poststrukturalistische Positionen typische Skepsis an normativen Theorieentwürfen, die sich außerhalb bestehender Macht- und Herrschaftsverhältnisse wähen und von dort auf die Gesellschaft zuzugreifen gedenken. In Kritik dieser metaphysischen Grundlegungen wird auf die Kontingenz ebendieser verwiesen. Als sterbliches Subjekt kann

¹²⁴ Vgl. Distelhorst (2007: 30).

¹²⁵ Distelhorst (2007: 30).

¹²⁶ Müller (1998: 51).

¹²⁷ Der Band „Streit um Differenz“ legt von dieser Debatte lebhaftes Zeugnis ab, vgl. Benhabib et al. (1993).

¹²⁸ Meißner (2012: 65).

¹²⁹ Vgl. Müller (1998: 46).

der Mensch seine Wahrheit niemals erfassen und so treten „historische Individualperspektiven“ an dessen Stelle.¹³⁰ Die Geschichtlichkeit des Diskurses dezentriert damit wirkungsvoll die „präsentische Sicht des Subjekts als ausschließlicher Ursprung oder Eigentümer dessen, was gesagt wird“¹³¹ – womit zugleich behauptet wird, dass das Subjekt nicht „Eigentümer“ normativer Gehalte ist. Der kritische Gehalt poststrukturalistischer Theorie liegt demnach in der Erkenntnis, dass „die Macht sogar den Begriffsapparat, der versucht, über die Macht zu verhandeln, durchdringt, ebenso wie die Subjekt-Position des Kritikers“¹³². Anstatt also das Politische als eigene Sphäre des Sozialen zu beschreiben, wird das Politische in der Offenlegung des Konstruktionsprozesses von Identität selbst verortet, indem das Interesse für „die Anwesenheit des durch eine Identität Verworfenen innerhalb dieser Identität“¹³³ geschärft wird. Normativität wird so gedacht als *Effekt*, der aus der Dekonstruktion hervorgeht. Das mitunter häufigste Missverständnis in Bezug auf Butlers Gendertheorie und dem damit identifizierten queertheoretischen Anspruch betrifft die Infragestellung der Identität *Frau*, die zumeist als Aufruf zur Destruktion der Kategorie bzw. – in logischer Konsequenz dieser Fehllektüre Butler’scher Thesen – *aller* Kategorien interpretiert wurde. Die Feststellung, dass „reine“ Repräsentation nicht möglich sei, bedeutet jedoch im Umkehrschluss keineswegs, dass überhaupt keine Repräsentation möglich sei und dass auf Repräsentation in Zukunft verzichtet werden könnte oder sollte.¹³⁴ Dies lässt sich einerseits damit begründen, dass die Unhintergebarkeit der symbolischen Ordnung Verständigung an Identifizierung knüpft und wir also identifizierend sprechen müssen, um verstanden zu werden. Andererseits, so Butler, sollte an den Begriffen festgehalten werden „genau der Form wegen, in der sie sozusagen Anspruch auf uns erheben, bevor wir darum ganz wissen.“¹³⁵ Entsprechend seien die Begriffe *Frau*, *queer*, *schwul* und *lesbisch* etc. politisch unverzichtbar.¹³⁶ Butler plädiert deshalb für eine strategische Nutzung von Identitätsbegriffen, die Identitätskategorien als vorläufig und begrenzt versteht und beständig reflektiert, wer von ihnen ausgeschlossen wird. Butler zielt damit auf eine produktive politische Spannung, die sich gerade aus dem Widerstand gegen auferlegte Kategorien ergibt, durch die man als sprechendes Subjekt konstituiert ist.¹³⁷

Da Handeln aus poststrukturalistischer Perspektive als ein Prozess des Umdeutens verstanden wird, verschiebt sich die Frage der Handlungsfähigkeit zur Fra-

¹³⁰ Vgl. Bublitz (2003: 39).

¹³¹ Butler (1997: 312).

¹³² Butler (1993a: 36).

¹³³ Stäheli (2000: 69).

¹³⁴ Vgl. Stäheli (2000: 14).

¹³⁵ Butler (1997: 314). Dies ist ein Rückverweis auf den Prozess der Subjektivierung, der den Subjekten selbst in seinen Funktionsweisen verborgen bleibt.

¹³⁶ Vgl. Butler (1997: 314).

¹³⁷ Vgl. Butler (1997: 302f.).

ge nach der Funktionsweise von *Signifikation* und *Resignifikation*.¹³⁸ Da jede Bezeichnung dem Zwang zur Wiederholung unterliegt, ist Handlungsfähigkeit in der Möglichkeit zu verorten, jene Wiederholung zu modifizieren.¹³⁹ Die Resignifizierung einer Norm bedingt ihre Unwirksamkeit, wodurch die Frage der Subversion als Frage des „*Zunutzemachens der Schwäche in der Norm*, zu einer Angelegenheit des Ausfüllens der Praktiken ihrer Reartikulation“¹⁴⁰ wird. Die Handlungsfähigkeit des Subjekts entsteht also durch den gesellschaftlichen Kontext, der jede einzelne sprachliche Handlung überschreitet und dabei unvorhersehbare Bedeutungsüberschüsse und Effekte ermöglicht.¹⁴¹ Nachvollziehbar wird dieses Verständnis von subversiver Politik an dem Prozess der Umdeutung oder *Resignifikation von Queer* vom Schimpfwort zum Kampfbegriff sowie anhand des Blicks auf die Auseinandersetzungen um seine Verwendung. Die Aneignung von *Queer* war nicht aus dem Grund erfolgreich, weil sie die Absichts- oder Willenskraft eines Einzelnen oder einer Gruppe ausdrückte, sondern weil mit der Verwendung dieses Wortes eine Konvention zitiert wurde, die im Akt ihres Aufrufens in neue soziale Kontexte eingeschrieben wurde, was eine Veränderung der Bedeutung zur Folge hatte. Veränderung ist somit nicht planbar oder vorauszusehen, sondern wird ermöglicht durch geschickte, aber nicht standardisierbare Subversion.¹⁴²

Um die Grenzen der Identitätspolitik wissend, wird Queer in seiner Funktion als Kampfbegriff häufig als *leerer* Begriff verteidigt: Queer beansprucht keine eigene Materialität oder Positivität, sondern begründet seine Abgrenzung zu dem, wovon es sich unterscheidet, „notwendigerweise relational und nicht oppositionell“¹⁴³. Aus dieser Definition folgt, dass Queer gerade einem anti-identitären Impuls entspringt und logisch keine Identitätsposition markieren kann, sondern eher ein Tun – *queering* – mit politischer Note beschreibt: „politics could be queer, not folks“¹⁴⁴.

Zugleich lässt sich beobachten, dass Queer auf viele verschiedene Weisen angeeignet wird, schließlich liegt es „nicht außerhalb des Magnetfeldes von Identität“¹⁴⁵. Denn, erinnert Butler, „so erweiterungsfähig wie der Begriff ‚queer‘ auch gedacht ist, wird er gleichwohl in Weisen verwendet, die eine *Anzahl einander überschneidender Einteilungen* erzwingen“¹⁴⁶, wobei er etwas beschreibt, das „in der Gegenwart nie vollständig in Besitz ist, sondern immer nur neu eingesetzt, umgedreht, durchkreuzt wird [*queered*] von einem früheren

¹³⁸ Vgl. Butler (1991: 212).

¹³⁹ Vgl. Butler (1991: 213).

¹⁴⁰ Butler (1997: 326).

¹⁴¹ Vgl. Meißner (2012: 49).

¹⁴² Vgl. Butler nach Müller (1998: 54).

¹⁴³ Jagose (2001: 126).

¹⁴⁴ Morland/Wilcox (2005: 2).

¹⁴⁵ Jagose (2005: 165).

¹⁴⁶ Butler (1997: 314), Hervorhebung F.F.

Gebrauch her und in die Richtung dringlicher und erweiterungsfähiger politischer Zwecke¹⁴⁷. Dabei ist Vorsicht geboten, da die scheinbar unendliche Erweiterung von sozialen Geschlechtsidentitäten und Existenzweisen die Illusion vermittelt, dass Queer ohne Ausschlüsse möglich sei.¹⁴⁸ So ist weder ein bloßer Zahlenzuwachs in dieser Hinsicht Garant für die Irritation hegemonialer Normen, noch ist die auf Exklusion basierende Herstellung von Identität als überwindbar zu verstehen, da man damit dem „modernen Ideal einer Identität ohne Außen verfallen“¹⁴⁹ würde.

Doch ist mit diesen Einwänden die Aussage „ich bin queer“ disqualifiziert? Wählt beispielsweise eine Person zur Selbstbeschreibung diesen Begriff, kann dies auf eine Sichtbarmachung des Versagens von sprachlichen Normen hinweisen, etwa wenn Terre Thaemlitz auf die immer wiederkehrende Frage „are you gay?“ antwortet: „no, I am happily queer“ und viele persönliche Situationen und Begegnungen schildert, in denen das Scheitern sämtlicher verfügbarer Kategorien und Klassifikationen geschlechtlicher und sexueller Art deutlich wird.¹⁵⁰ „In einem bestimmten Sinn“, so Kosofsky Sedgwick, „kann queer nur in der ersten Person benutzt werden“, da Queer als Selbstbezeichnung die „Differenz dramatisiert zwischen dem, wie man sich selbst nennt, und dem, wie andere eine/n nennen.“¹⁵¹ Ein entsprechender Bezug auf Identitätsmuster nimmt im queeren Kontext daher einen vermittelten,¹⁵² man könnte auch sagen, „differenzbewusst-reflexiven“ Charakter an, der sich wohl unterscheiden lässt von rein deskriptiven Verwendungsweisen von Queer als *umbrella term* wie bei *schwullesbisch*.

Queer zeichnet sich demnach durch eine spezifische *Janusköpfigkeit* aus, die zwischen relationalistischem und oppositionalistischem, negativistischem und positivistischem, die Identifikation verweigerndem und identifizierendem Gebrauch hin- und herpendelt. So ersetzt Queer häufig andere Selbstbezeichnungen wie ‚lesbisch‘, ‚schwul‘, ‚bisexuell‘ und ‚transgender‘ und steht dabei zugleich *quer* zu ihnen, indem es all jenen Begrifflichkeiten „den ontologischen Boden unter den Füßen wegzureißen“¹⁵³ beansprucht. So steht Queer gewissermaßen für die Unabschließbarkeit von Bedeutungen, die die Dekonstruktion motiviert:

Weil die benannte Seite immer auch die herrschende ist, geht es in der Dekonstruktion um das Herausarbeiten und Benennen von Unterschieden, ohne sie in einer neuen

¹⁴⁷ Butler (1997: 313).

¹⁴⁸ Vgl. Genschel et al. in Jagose (2001: 173).

¹⁴⁹ Stäheli (2000: 69).

¹⁵⁰ Vgl. Thaemlitz (2009).

¹⁵¹ Kosofsky Sedgwick nach Jagose (2001: 124f.).

¹⁵² Vgl. Jagose (2001: 101).

¹⁵³ Hark (2010: 110f.).

Einheit verschmelzen zu lassen. Die Dekonstruktion operiert damit im Grenzbereich zwischen Darstellbarem und Nicht-Darstellbarem.¹⁵⁴

3.7 Sprache, Körper, Materie

Ein häufig an Butler und die Queer Theorie herangetragen Vorwurf bezieht sich auf die Überbetonung der Sprache¹⁵⁵, die eine systematische Auflösung des Körpers in Text zur Folge habe. Nicht nur soziale und gesellschaftliche Prozesse würden dadurch ausgeklammert, sondern auch die tastbare, reale Physis. Besonders die deutsche Rezeption hat sich auf die Pole ‚Diskurs vs. Materie‘ konzentriert und ist über diesen Dualismus bis heute nicht hinausgekommen. Zwar lässt sich mit Butler’schen Begriffen der Gehalt, was es bedeutet, einen vergeschlechtlichten Körper zu haben, tatsächlich nicht erfassen. Ihre konstruktivistische Perspektive jedoch als Diskursontologie, linguistischen Idealismus oder gar als radikalen Konstruktivismus zu lesen, beruht zumeist auf Missverständnissen und Verkürzungen. So pochen kritische Stimmen etwa darauf, dass Butler doch zumindest die Offensichtlichkeit einräumen müsse, dass sich Frauen und Männer körperlich unterscheiden,¹⁵⁶ da sie nicht ernsthaft die unmittelbare Materialität des Körpers leugnen könne. Tatsächlich bestreitet Butler die materielle Verfasstheit von Körpern nicht, doch bezweifelt sie, dass diese Materialität jemals exakt umrissen werden könne:

Die Unbestreitbarkeit des ‚biologischen Geschlechts‘ oder seiner ‚Materialität‘ einzuräumen, heißt stets, daß man irgendeine Version des ‚biologischen Geschlechts‘, irgendeine Ausformung des ‚biologischen Geschlechts‘ anerkennt. Ist nicht der Diskurs, in dem und durch den dieses Zugeständnis erfolgt – und zu diesem Zugeständnis kommt es ja unweigerlich –, selbst formierend für genau das Phänomen, das er einräumt?¹⁵⁷

Von der Selbstverständlichkeit körperlicher Differenzen auszugehen, die ein Geschlecht anzeigen, blendet also die Kosten für diese Zuordnung aus. So hat der stetige Bezug auf die „natürliche“ Grundlage der Zweigeschlechtlichkeit den paradoxen Effekt, dass „alle körperlichen Existenzweisen, die sich in diese Binarität nicht einordnen, dann wiederum nur als unnatürlich, abweichend, pa-

¹⁵⁴ Degele (2008: 103f.).

¹⁵⁵ Butler hat viel Zeit und Text auf der Seite der Dekonstruktion verwandt und so den Eindruck vermittelt, sie würde der Seite der Materialität keinerlei Bedeutung zumessen. Distelhorst gründet dieses Übergewicht auf den politischen Anspruch Butlers, das Schreiben von Theorie selbst als politische Praxis zu verstehen. Butlers Intervention in die feministische Debatte habe demzufolge sowohl eine inhaltliche, als auch eine performative Ebene, sodass sie in ihrer spezifischen Art des Schreibens praktisch vormacht, was auf deskriptiver Ebene dargelegt wird, vgl. Distelhorst (2007: 45–48).

¹⁵⁶ Vgl. Villa (2012: 80).

¹⁵⁷ Butler (1997: 33).

thologisch oder gar unmöglich erscheinen können“.¹⁵⁸ Daran wird ersichtlich, dass die „(diskursive) Markierung eines Außerdiskursiven als Natur einen ontologischen Effekt“¹⁵⁹ erzeugt und nicht einfach abbildet, was vorhanden ist. Ist also von der Körpergröße, dem Bartwuchs, der Menstruation, den Hormonen, Genitalien oder Chromosomen als Zuordnungsmerkmalen zu männlichen oder weiblichen Körpern die Rede, so wird damit erst eine körperliche Differenz durch eine „begrifflich-symbolische Ordnung, die die Identifizierung von Individuen als Mann oder als Frau verlangt, hervorgebracht.“¹⁶⁰ Dabei suggeriert die Zuordnungspraxis eine Objektivität, die auf der Deutungsmacht naturwissenschaftlicher Zugänge beruht. Dieser diskursiven Produktion des Geschlechts geht Butler selbst nicht nach, doch lässt sich diese anhand historischer Analysen verfolgen, die der Entstehung des modernen naturwissenschaftlich geprägten Diskurses des biologischen Geschlechtsunterschieds nachspüren. Diese Meta-studien decken auf, dass in unzähligen Studien und Experimenten stets Beweise für klare, binäre Geschlechter und ihre Abweichungen geführt werden sollen, was sich dann als geradezu unmögliche Aufgabe herausstellt. Vor diesem Hintergrund wird nicht nur Objektivität als Erkenntnispolitik entlarvt, sondern es wird auch *das biologische Geschlecht als historischer Diskurs* begreifbar.¹⁶¹ Die „Zeitlichkeit im Sinne der Prozesshaftigkeit und Wandelbarkeit des Geschlechts beschränkt sich keineswegs auf Rollen, Sozialisation oder die spezifische Konturierung von gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen“¹⁶² sondern umfasst eben auch den Körper, die stoffliche Materialität des Geschlechts, das eine Geschichte hat.

Die folgenreiche Fehllektüre Butlers, nach der der dekonstruktive Feminismus den Geschlechtskörper „im Diskurs auflösen“ und in seiner Materialität negieren würde, lässt sich noch auf eine andere Weise kontextualisieren. Auch diskurstheoretische Ansätze gehen vom klassisch-aristotelischen Sprachmodell aus, welches *Signifikant* (Lautbild/Wort) und *Signifikat* (Vorstellung innerhalb des Bewusstseins), als auch *Referent* („Ding in der Welt“) unterscheidet. Dabei versuchen diese Ansätze jedoch, die eingelagerten Dichotomien und Ableitungslogiken aufzubrechen, die jenes historische Sprachmodell geprägt haben: Aufgrund der zentralen Stellung des Bewusstseins innerhalb der klassischen Philosophie gilt das Signifikat als primärer Faktor dieser Trias, insofern das Signifikat als das „Ding selbst“ steht. Signifikanten dagegen gelten innerhalb die-

¹⁵⁸ Meißner (2012: 19).

¹⁵⁹ Meißner (2012: 40).

¹⁶⁰ Meißner (2012: 7). Strangeways gibt zu bedenken: „Cis people’s identification of their anatomy with their gender also relies on the residual power the idealized forms of genitals have in our imagination. These forms are only attempts to capture reality, and are not reality itself. At the level of identity, genitals are made neither in the womb, nor in surgery, but in the mind“, Strangeways (2014).

¹⁶¹ Vgl. Honegger (1991); Laqueur (1992) und Voß (2010).

¹⁶² Bublitz (2010: 67f.).

ses instrumentellen Denkens als nur abgeleitet, betraut lediglich mit der reinen Repräsentation. Aus dieser Ordnung erwächst letztlich ein Dualismus zwischen Sprache und Materie, indem der Referent als abgetrennt von der sprachlichen Welt des Zeichens, zweigeteilt in Signifikant und Signifikat, entworfen – und zugleich paradoxerweise ein Abbildungsverhältnis zwischen beiden Seiten angenommen wird.

Indem nun beharrlich auf die Existenz der materiellen Welt verwiesen wird, geschieht nach Nicole Wachter folgendes: Die Differenz zwischen Signifikat und Referent wird verwischt, da dem Referenten in einer quasi regressiven Bewegung objektive Bedeutung zugesprochen wird. Der solcherart mit Eigenbedeutung und Substanz versehene Referent wird dann als „Selbstgegebenes“ verteidigt, wobei eben völlig ausgeblendet wird, dass die Dekonstruktion sich ausschließlich auf Signifikant und Signifikat richtet, nicht aber auf den Referenten als „Ding in der Welt“. Folglich wird ein trianguläres zu einem dualen Verhältnis verkürzt und so der Vorwurf erst möglich, die Dekonstruktion würde die Auflösung der „Seinsdimension der Objekte“ im Diskurs betreiben.¹⁶³

In der Dekonstruktion wird der Referent dagegen als Entzogenes, als Unverfügbares rehabilitiert, indem ihm gerade keine eigene Bedeutung zugesprochen wird. Dies impliziert aber nicht, dass Materialität und Sprache gänzlich geschieden wären, da dies heißen würde, dass sie auf ontologisch verschiedenen Ebenen existierten. Wäre dies der Fall, gäbe es keine Möglichkeit, über die Dinge der Welt zu sprechen.¹⁶⁴ Entsprechend geht Butler weder von einer Deckungsgleichheit noch von einer gänzlichen Geschiedenheit von Sprache und Materie aus, sondern von ihrer gegenseitigen Verflochtenheit, da „eines sowohl im anderen enthalten ist als auch über es hinauschießt“¹⁶⁵. Im Bemühen um die Überwindung des Dualismus spricht sie deshalb von der *Materialität der Sprache*. Entsprechend wird der Referent verstanden als treibende Kraft hinter der Bedeutungskonstitution: Die Sprache kann sich zwar dem Referenten nähern, doch wird sie selbst durch ihn gestört, da er nie „vollständig oder dauerhaft von irgendeinem gegebenen Signifikat abgelöst oder umfasst wird“,¹⁶⁶ sprich, sein Sinn lässt sich nicht abschließend fixieren. Indem sich der Referent permanent entzieht, gibt er dabei der Sprache „wiederholt den Impuls [...], jenes Erfassen, jene Umschreibung zu versuchen – und damit zu scheitern“¹⁶⁷.

Butler räumt selbst ein, dass die kulturelle Konstruktion von Geschlecht keine These ist, die sich von selbst verstehen würde, sondern dass es einer Erklärung bedarf, wie die Materialität des biologischen Körpers aus einem Zwang her-

¹⁶³ Vgl. Wachter (2001: 55–58); Distelhorst (2007: 49f.).

¹⁶⁴ Distelhorst (2007: 51).

¹⁶⁵ Distelhorst (2007: 51).

¹⁶⁶ Butler (1997: 103).

¹⁶⁷ Butler (1997: 103).

aus hervorgebracht wird.¹⁶⁸ Entsprechend plädiert sie für eine Reformulierung der Auffassung von Materie. Im Unterschied zur ontologisierenden Denkweise fasst Butler *Materie* weder als neutrale oder leblose Masse, noch als Ort, sondern als Prozess der *Materialisierung*, der eine Stabilität durch Zeit annimmt, wobei sich eine Wirkung von Begrenztheit und Oberfläche einstellt, den wir als Materie wahrnehmen.¹⁶⁹ Da diese Materialität nie vollständig durch Normen materialisiert oder abschließend durch ein Signifikat beschrieben wird, verbindet sich mit ihr eine konstitutive Widerständigkeit. Das „stumme Insistieren“ des Körpers birgt stets die Möglichkeit der „Disruption des Diskurses“ und garantiert so das „Scheitern des Sprechaktes“.¹⁷⁰

4 Queer in der Diskussion

4.1 Ausblenden materieller Herrschaftsverhältnisse

Im Folgenden seien ein paar wesentliche Diskussions- sowie Kritikpunkte skizziert, die die aktuelle deutschsprachige Debatte um Queer bestimmen.

Queer fokussiert stark auf Fragen der kulturellen Repräsentation, und zwar sowohl im Bereich politischer Praxis, als auch in der poststrukturalistischen Genderforschung. Traditionelle feministische Themen wie z.B. Ungleichheit und Diskriminierung wurden in der deutschsprachigen Frauen- und Geschlechterforschung dagegen lange Zeit als Klassen- und soziale Frage problematisiert. Diese Fragen gerinnen mit Queer zu Feldern der Sprache, womit der materiell-ökonomische Gehalt von Unterdrückung aus dem Blickfeld gerät. Diese Verengung des Blicks ist nicht allein ein Problem der Queer Theorie, sondern allgemein eine Folge des *linguistic turns*, der zwar eine äußerst produktive Phase der Konzentration auf Sprache, Identität und Kultur eingeleitet hat, jedoch die Untersuchung sozialer, materiell-ökonomischer und politischer Kontexte vernachlässigt(e).¹⁷¹ So gerät Queer mit seiner letztlich stark individualistischen Schlagseite in den Verdacht, neoliberale Ideologien zu unterfüttern, da die Sexualität wie eine weitere Ressource im Banner der Selbstregierung ausgebeutet würde.¹⁷²

Die Seltenheit der Kontextualisierung von Queer, Arbeit und Ökonomie erklärt sich zu einem Großteil daraus, dass die Kämpfe um kulturelle Anerkennung und diejenigen um materielle Umverteilung traditionell auseinanderdividiert und getrennt verhandelt werden und so gegenseitige Auslassungen zur Folge hat-

¹⁶⁸ Vgl. Butler (1997: 16).

¹⁶⁹ Vgl. Butler (1997: 32).

¹⁷⁰ Distelhorst (2007: 52).

¹⁷¹ Vgl. Villa (2010: 271f.).

¹⁷² Vgl. die kritischen Anmerkungen im Nachwort der Herausgeber_innen Genschel et al. in Jagose (2001: 178–181) und Soiland (2011).

ten.¹⁷³ Der radikaldemokratische und postmarxistische Hintergrund der Arbeit Butlers wird entsprechend häufig ausgeblendet und die Unvereinbarkeit der dekonstruktivistischen Perspektive mit Kritischer Theorie behauptet, was Frigga Haug jedoch ablehnt.¹⁷⁴ Schließlich ist die kapitalistische Vergesellschaftung eng mit den Geschlechterverhältnissen sowie der Institutionalisierung der Heterosexualität verbunden. Auch sind politische Kämpfe wie die Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften mit der Ehe, das damit einhergehende Adoptionsrecht oder die Neuregelungen des Personenstandgesetzes nicht nur Gegenstände symbolischer Natur, sondern sie reichen in die biopolitische Sphäre der Produktion und Regulierung der Bevölkerung hinein. Die Kritik an Queer liegt demnach selbst einer Engführung der Bedeutung von Kultur auf, wie Woltersdorff anmerkt. Sexualität müsse demnach als Produktionsverhältnis gefasst und der Begriff des Ökonomischen selbst erweitert werden.¹⁷⁵ So werden Queer und Gender auch mit dem insbesondere in der deutschsprachigen Forschung produktiven Konzept der *Gouvernementalität* ins Verhältnis gesetzt.¹⁷⁶

4.2 Normativität und Ethik

In der deutschsprachigen Debatte wird die programmatische Absage an jegliches die Gesellschaft transzendierende Denken, die Queer mit poststrukturalistischen Ansätzen gemein hat, als problematisch erachtet. Im Gegensatz zu einer „urteilende[n] Unterscheidung, die von einem Standpunkt außerhalb der Macht darauf gerichtet ist, absolute Grenzen zu erkennen“ versteht sich der Butler'sche Kritikbegriff als eine „Grenzhaltung“, die aus der Analyse von Grenzbeziehungen emergiert, wodurch Kritik zu einer praktischen Kritik „in Form einer möglichen Überschreitung“ transformiert wird.¹⁷⁷ Die damit verbundene strategische Weigerung normative Maßstäbe zu setzen, wird oft als „implizite Normativität“ interpretiert, die „Unkontrollierbarkeit und konstitutive Sinnverschiebung“ als wünschenswert setzt.¹⁷⁸ Somit werden queere, politische Strategien wie die von Engel konzipierte ‚VerUneindeutigung‘¹⁷⁹ im Anschluss an Butler als „bloße Affirmation von Veränderung um der Veränderung willen interpretiert“¹⁸⁰.

¹⁷³ Vgl. Woltersdorff (2008: 182).

¹⁷⁴ Vgl. Haug (2015: 27).

¹⁷⁵ Vgl. Volker Woltersdorff (2008: 182f.). Mittlerweile gibt es einige queertheoretische Arbeiten, die sich der Verschränkung von Sexualität und Ökonomie widmen, bspw. Voß/Wolter (2013a), Engel (2009), Kuster/Lorenz (2007).

¹⁷⁶ Siehe Bargetz/Ludwig/Sauer (2015); Engel (2003).

¹⁷⁷ Meißner (2015: 208).

¹⁷⁸ van Dyk nach Meißner (2015: 209).

¹⁷⁹ Vgl. Engel (2002).

¹⁸⁰ Meißner (2015: 209).

Ähnliche Reaktionen löst die Infragestellung jeglicher Grundlagen in Bezug auf die Dekonstruktion des Subjekts aus. So wirft etwa Magnus Klaue Butler stellvertretend „bornierte Verachtung für die empirischen Subjekte und ihr geschichtliches Schicksal“¹⁸¹ vor. Leichtfertig lässt sich aus dieser Perspektive die Queer Theorie als unpolitisch abfertigen. Wie passt jedoch diese Abqualifizierung zu der Aussage Butlers, *gender trouble* selbst als eine Frage des Überlebens zu begreifen? Denn, so Butler,

es gibt hier einen normativen Anspruch, und er hat zu tun mit der Fähigkeit, zu leben, zu atmen und sich zu bewegen, und das würde ohne Zweifel zu einer Philosophie der Freiheit gehören. Der Gedanke eines möglichen Lebens ist nur für diejenigen Luxus, die sich selbst schon als möglich wissen. Für diejenigen, die immer noch auf diese Möglichkeit warten, ist diese Möglichkeit eine Notwendigkeit.¹⁸²

In den genannten Kritiken an Butler bleibt oft unbeachtet, dass Subjekte nicht deckungsgleich mit konkreten Personen sind, sondern zwischen beiden eine produktive Kluft besteht.¹⁸³ „Das Subjekt ist die gesellschaftliche, sprachlich konfigurierte Form, durch die das lebendige Wesen in spezifischer Weise lebensfähig oder intelligibel wird“¹⁸⁴ und sich als individuelles überhaupt bezeichnen lernt. Es liegt dabei ein ontologisches Problem vor, da dasjenige zu bestimmen unmöglich ist, was vor dem Einwirken der Normen als ‚etwas‘ existiert und gewissermaßen auf die Normen „antwortet“, also ihr Wirksamwerden ermöglicht. Da die sprachliche Form nicht die Gesamtheit aller Lebensmöglichkeiten erfasst, kommt es stets zu einem unbenennbaren Überschuss, der die Normen in ihrer Angewiesenheit auf Wiederholung scheitern lassen kann.¹⁸⁵ Nimmt man diese Grundlosigkeit des Subjekts theoretisch ernst und lehnt es ab, das Subjekt in einer „stabilen Individualität zu verankern“, dann erscheint „die Idee des Individuums, das verschiedene Rollen integriert, selbst nur [als, F.F.] eine mögliche Subjektposition [...]“. Dabei wird „nun die Möglichkeit des Subjekts abhängig von Momenten der Dislokation in einer Struktur“¹⁸⁶: Die Frage „Wer bin ich?“ wird sodann abgelöst von der Frage „wann, wo, wie bin ich so, oder so?“¹⁸⁷ Das Subjekt als nicht selbst-identisch und nicht in Bezug auf einen „dauerhaften empirischen Referenten“¹⁸⁸ zu denken, ist nicht nur kontra-intuitiv, sondern auch theoretisch ungewohnt und anspruchsvoll. Es ergeben sich hieraus theoretische Herausforderungen, und zwar nicht nur für die Theorie, sondern auch für die Empirie, die in ihrer Beschreibung immer schon

¹⁸¹ Klaue zit. n. Distelhorst (2007: 43).

¹⁸² Butler in Bublitz (2010: 151).

¹⁸³ Villa (2012: 35).

¹⁸⁴ Meißner (2012: 53f.).

¹⁸⁵ Vgl. Meißner (2012: 53f.)

¹⁸⁶ Stäheli (2000: 61).

¹⁸⁷ Vgl. Minh-Ha nach Stäheli (2000: 61f.).

¹⁸⁸ Stäheli (2000: 61).

„zu spät“ kommt, da das Subjekt als Produkt von Identifizierung flüchtig ist und sich permanent entzieht.

Mit ihrem Kommentar macht zwar Butler mehr als deutlich, dass Queer aus der Notwendigkeit entstanden ist, dem Leiden zu begegnen und dass sich die Theorieproduktion darauf richtet, die Lebensmöglichkeiten von Subjekten zu erweitern. Das normative Moment ist also unübersehbar. So ist es nicht ein Mangel an Normativität, den man queerer Theoriebildung vorwerfen kann, sondern das Versäumnis, nach der Infragestellung von historischer Normativität normative Gehalte wünschbarer und politisch unverzichtbarer Natur in ihrer Vorläufigkeit konkret zu benennen. So kommt es, dass diese normative Dimension der Queer Theorie häufig regelrecht ausgeblendet wird. Auch wenn die Idee einer „wahren Sexualität“ verabschiedet ist, so stellt doch die *Verfügung über den eigenen Körper im Sinne der Selbstverwirklichung und -befreiung* einen Wert dar, den die Queer Theorie geltend macht, wenn sie gesellschaftliche Normen als einschränkend und verletzend kritisiert. Ohne die Idee des Strebens nach *sexueller Selbstbestimmung* wären queere Anliegen gar nicht verständlich. Doch kann es problematisch sein, dem Anderen grundsätzlich einen Wert zuzusprechen.¹⁸⁹ So kann eine wünschenswerte Abgrenzung gegenüber nicht-konsensualen sexuellen Praktiken – wie beispielsweise Pädosexualität – mit den gegebenen theoretischen Mitteln nicht gerechtfertigt werden.¹⁹⁰ So sollte sich zum Beispiel eine queerinformierte Sexualpädagogik die Frage stellen, ob sie nicht ein Telos zugrunde legt, das bislang nicht expliziert ist. Kritisch über Heteronormativität und selbstidentische Geschlechtsidentitäten ins Gespräch zu kommen, erfordert wohl gerade auch im pädagogischen Bereich Begründungsstrategien, um Irritation und Verunsicherung, wie sie mit Dekonstruktionen einhergehen, als Inhalt und Akt der Bildung zu verteidigen.

4.3 Der Leib als Leerstelle

Neben der Auslassung materieller Herrschaftsverhältnisse führt die sprach- und repräsentationskritische Ausrichtung der Queer Theorie zu einer weiteren Einschränkung des Blickwinkels. Diskurstheoretischen Ansätzen entgeht der empirische Blick darauf, was es bedeutet, eine ‚Frau‘ oder ein ‚Mann‘ zu sein. Diese Leerstelle ist angesichts z.B. ethnomethodologischer Studien vertretbar, die sich den konkreten Erfahrungen von ‚Weiblichkeit‘ bzw. ‚Männlichkeit‘ widmen.¹⁹¹ Doch hat als erste Gesa Lindemann auf eine theoretische Schwierigkeit hingewiesen, die geschlechterkonstruktivistische Theoretisierungen verkomplizieren. Ihr zufolge kann nur mit theoretischer Berücksichtigung des Leibes verstanden werden, weshalb die Geschlechterordnung für die Akteure unhinter-

¹⁸⁹ Vgl. Villa (2012: 147f.).

¹⁹⁰ Vgl. Degele (2008: 42, Fn. 9).

¹⁹¹ Vgl. Villa (2012: 153).

gebar wird, da sie nämlich vermittels der Erfahrung *am eigenen Leib* erlebt wird.¹⁹² So ließe sich argumentieren, dass die queertheoretische Perspektive lediglich die *Unhintergebarkeit der Geschlechternormen* in den Blick bekomme, nicht jedoch die damit in Beziehung stehende *Unhintergebarkeit des Leibes*. Die Performativität des Geschlechts lässt sich nicht nur aus der Perspektive performativer Sprechakte beschreiben, die den Körper durch diskursive Normen hervorbringen und materialisieren. Die Zeichen, die Männlichkeit und Weiblichkeit symbolisieren und binärgeschlechtliche Codes darstellen, werden mithilfe bestimmter Körperpraktiken inszeniert, die erlern- und beherrschbar sind und sich in den Leib „einschreiben“, zu Körperwissen werden. Dem Aspekt der Konstruktion folgt also eine paradoxe Beobachtung: Dieser Körper ist vermittels der Praktiken zu einem vergeschlechtlichten Leib gemacht und ist uns zugleich „unmittelbar und quasi natürlich gegeben“¹⁹³. Ich kann mich zu diesem meinem Leib nicht verhalten, ich *bin* dieser Leib und nehme die Welt durch ihn wahr¹⁹⁴ – dieser Geschlechtsleib ist wohlgerne nicht zu verwechseln mit dem biologischen Körper. Wenn der Geschlechtsleib durch Praktiken veränderbar ist, so Steffen K. Herrmann, dann ist er auch durch die Etablierung anderer Körperpraktiken modifizierbar: „In dem Maße, wie sich die unterschiedlichen Körperpraktiken gegenseitig annähern, verstricken oder multiplizieren“,¹⁹⁵ entstehen neue Leibverhältnisse und potenziell unendlich viele Geschlechter – sozusagen *queere Leiblichkeit*.

Vor diesem Hintergrund zeichnet sich eine Verbindung queertheoretischer und leibphänomenologischer Perspektiven als produktiv ab. Der Begriff der Performativität weist über die sprachkritische Seite hinaus und könnte als ein Scharnier zwischen leibtheoretischen/phänomenologischen und dekonstruktivistischen Perspektiven fungieren.¹⁹⁶ Eine solche Verbindung der Perspektiven liegt in Ansätzen bereits vor,¹⁹⁷ wobei Queer Theorie und Leibphänomenologie ihre jeweilige Begrenzungen ausleuchten können. Eine diskurstheoretische Erkenntnisperspektive aber traut dem Leib nicht so recht über den Weg, scheint seine Begrifflichkeit doch an solche Vorstellungen wie Unmittelbarkeit¹⁹⁸ geknüpft zu sein. Zugleich scheint innerhalb queerer Theoretisierungen ein uneingelöster Leibbezug unumgänglicher Ausgangspunkt zu sein. Werden die Diskurswirkungen überbetont, so wird der Erfahrungsbegriff verkürzt,¹⁹⁹ wengleich die oft leidvollen Erfahrungen am eigenen Leib, die die Verwerfungen der heterosexuellen Matrix zeitigen, von Queertheoretiker_innen immerfort in

¹⁹² Vgl. Lindemann (1994: 118).

¹⁹³ Herrmann (2011: 29).

¹⁹⁴ Vgl. Herrmann (2011: 29).

¹⁹⁵ Vgl. Herrmann (2011: 31).

¹⁹⁶ Vgl. Distelhorst (2007: 53) und Meißner (2012: 39).

¹⁹⁷ Vgl. beispielsweise Herrmann (2011); Butler (2002); Lindemann (2011); Ahmed (2006).

¹⁹⁸ Vgl. Barkhaus et al. (1996: 122f.).

¹⁹⁹ Hierzu Waldmann in diesem Band.

Anschlag gebracht werden. Doch inwiefern geht Erfahrung in Sprache auf oder anders gefragt, kann das Subjekt als „sprachliche Gelegenheit“ leiden? Inwieweit sind Erfahrung oder Betroffenheit ohne Bezug auf den Leib denk- und theoretisierbar?²⁰⁰

4.4 Queer und Intersektionalität – Begrenzungen reflektieren

Ein besonders dichtes Feld der Auseinandersetzung ist dasjenige, was heute unter dem Stichwort *Intersektionalität*, zum Teil auch *Interdependenz* oder *diversity* diskutiert wird. Unter diesem Label tritt die spürbare Verwirrung und Unsicherheit in Bezug auf die Bedeutung von Kategorien und ihre Verwendung, die bereits im Zusammenhang von Abgrenzungsversuchen der *Gender*²⁰¹ und *Queer Studies* geschildert wurde, wohl am deutlichsten zutage. Hervorgegangen aus der Kritik von Frauen* und Queers of Color am hegemonialen Feminismus der 1970er und 80er Jahre, der die Unterdrückung qua Geschlecht als vorrangig vor allen anderen Ungleichheitsverhältnissen privilegierte, wird mit Intersektionalität nunmehr eine „reflektierte Betrachtungsweise des Ineinanderreifens und der gegenseitigen Bedingtheit verschiedener Machtverhältnisse“²⁰² beansprucht. Die ins Spiel gebrachte Trias *race-class-gender* wurde in der Folge um weitere Differenzmarker erweitert – *Sexualität, Behinderung/disability, Nation, Alter, Religion* etc. –, was in der empirischen wie theoretischen Arbeit zu gesteigerten methodologischen Problemen führte. Wege aus der Komplexität versprach man sich in der Suche nach Kriterien zur Auswahl der grundlegenden Kategorien. Befeuert wurde solch eine „verwaltende“ Umgangsweise auch durch die zunehmende Institutionalisierung der Gender Studies, die aus fachpolitischen Gründen Schwerpunkte setz(t)en.

Die Konzentration der Debatten auf die Frage, welche Kategorien in bestimmten Kontexten als jeweils grundlegende betrachtet werden sollen, führt zu einer Entpolitisierung intersektionaler Geschlechterforschung, wie Isabel Lorey anmahnt.²⁰³ Auch Gudrun-Axeli Knapp warnt, dass Inkongruenzen und Dominanzverhältnisse zwischen unterschiedlichen feministischen Positionen nicht im Namen der Pluralität verschwiegen werden sollten, sondern vielmehr thematisiert und im Widerstreit ausgetragen werden müssten.²⁰⁴ Neben einer Aneinanderreihung von Differenzen, die *per definitionem* unabschließbar ist, wird dem Konzept der Intersektionalität auch der Mangel einer macht- und herrschaftskritischen Perspektive angelastet. Dass die Themen Ungleichheit und

²⁰⁰ Vgl. Gehring (2007).

²⁰¹ Vgl. exemplarisch Dietze/Hark 2006; Walgenbach et al. (2012).

²⁰² Erel et al. (2007: 239).

²⁰³ Vgl. Lorey (2011: 111).

²⁰⁴ Vgl. Knapp (2014).

Differenz „vom Rand ins Zentrum der feministischen Auseinandersetzung“²⁰⁵ gewandert sind, ist dabei vor allem den Interventionen von Frauen* of Color in Deutschland zu verdanken, auf deren Arbeit sich in einer Genealogie der Intersektionalität jedoch selten bezogen wird.²⁰⁶ Im Gegenteil hat laut Umut Erel et al. eine Beschäftigung mit Intersektionalität im deutschen Kontext oft eine „Relativierung der Rassismusanalyse“ zur Folge.²⁰⁷ Bezüge auf Problematiken der Migration, Transnationalität und Postkolonialität haben so zwar zunehmend an Bedeutung gewonnen, doch ist von deren kritischem Potenzial „durch den Import und die allmähliche Implementierung in ein mehrheitlich weißes, hegemonial werdendes Forschungsdesign nicht mehr viel übrig“.²⁰⁸ So erfahren mehrfach Minorisierte sowohl als Forscher_innen, als auch als Gegenstand der Forschung nach wie vor Ausschlüsse.

Mit dem Aufkommen der Queer Theorie haben all diese kritischen Einsätze nicht an Relevanz eingebüßt. Auch Queer steht im Verdacht, Herrschaftsstrukturen zu vernebeln und hegemoniale Subjektpositionen zu privilegieren. Die Konzentration auf die Verschränkung von *Gender* und *Sexualität* stellt *Weißsein* unmarkiert ins Zentrum, weshalb die Frage Not tut, inwiefern die randständige Position, von der aus Queer spricht, eine Position mit unreflektierten rassistischen Privilegien ist.²⁰⁹ Auch wenn Transgender innerhalb queerer Theorie einen zentralen Beschreibungswert hat, beklagen Transsexuelle und Transgender-Personen Ausschlüsse. Das queere Subjekt ist also letztlich weiß und europäisch, eher schwul als lesbisch und nicht-trans. Die „queere Rhetorik von ‚Vielfalt‘, ‚Transgression‘, ‚Gerechtigkeit‘ und ‚Bescheidenheit‘“ unterschreibt Jin Harithaworn zufolge nicht „die Diversifizierung, sondern die Homogenisierung des queeren Diskurses“.²¹⁰ Als „Transgressivismus“ bezeichnet Harithaworn die Neigung, Positionalität als reaktionär abzulehnen und sich in einen kühnen Anti-Essentialismus zurückzuziehen, während mit „queerem Multikulturalismus“ eine Queer Theory gemeint ist, die „ihre Ränder nur getrennt und nicht-überlappend tolerieren kann.“²¹¹ So seien beispielsweise ethnisierte Transthemen häufig das „P.C. [political correct], das zu weit geht“,²¹² mit dem Ergebnis, dass weiße Transleute und nicht-trans Ethnisierte gegeneinander ausgespielt werden. Hierdurch wird die Frage, wer sich in queeren Räumen wohl fühle, letztlich für irrelevant erklärt.²¹³

²⁰⁵ Knapp (2011: 249).

²⁰⁶ Vgl. Rodríguez (2011: 77, 86); Erel et al. (2007: 241).

²⁰⁷ Vgl. Erel et al. (2007: 247).

²⁰⁸ Lorey (2011: 109).

²⁰⁹ Vgl. Strohschein (2005: 200).

²¹⁰ Harithaworn (2005: 233).

²¹¹ Harithaworn (2005: 217, 234).

²¹² Harithaworn (2005: 230).

²¹³ Vgl. Harithaworn (2005: 217, 234).

Um der Entpolitisierung und additiven Logik von Differenz entgegen zu wirken, schlägt Lorey vor, Butlers „explizit politisch verstandenen identitätskritischen Einsatz [...] der 1990er Jahre zu aktualisieren“²¹⁴, der für ein anti-deskriptivistisches Verständnis von Intersektionalität wertvoll sein kann. Harithaworn und Erel et al. sehen dagegen in dem durch die Queer Theorie populär gewordenen Anti-Essentialismus die Gefahr, dass im Namen von Intersektionalität mehrfache Differenzen um Rassismus, Klassismus und Transphobie assimiliert und gar noch verstärkt werden, da „die unterschiedlichen Wirkungsweisen, über die asymmetrische Machtbeziehungen hervorgebracht werden“²¹⁵ unterbelichtet blieben. Um diese vielfältigen und ineinander verschränkten Wirkungen von Macht und Herrschaft analysieren zu können, werden Verständnisse von Intersektionalität in Anschlag gebracht, die innerhalb des Schwarzen, migrantischen und transnationalen Feminismus entwickelt wurden und die Frage der *Positionalität* in den Vordergrund rücken – wie etwa im Werk von Audre Lorde.²¹⁶ Diese Forderungen verbanden sich mit der feministischen Naturwissenschaftskritik, die Wissen als situiert, partiell und von der jeweiligen Positionierung im gesellschaftlichen Kontext abhängig begrift und daher auch universalistische Wissens- und Wahrheitskonzepte kritisiert.²¹⁷ Wissen entsteht stets aus gesellschaftlichen Auseinandersetzungen, aus einer gesellschaftlichen Notwendigkeit heraus.²¹⁸ Entsprechend wird darauf gedrängt, stets die historischen und gegenwärtigen „Bedingungen zu erfragen, die festlegen, wer in welcher Anordnung sprechen und Theorie produzieren kann“,²¹⁹ da sonst „soziale Differenzierungsachsen“ als bedeutungslos erklärt und Hierarchien restabliert werden.²²⁰ So werden Forscher_innen entsprechend zu einer klaren Positionierung aufgefordert, um die Machtverhältnisse offenzulegen, die in einem Forschungsunterfangen berührt sind.²²¹ Da der politische Fokus der Queer Theorie „auf der Subversion (Unterwanderung) und Transgression (Überschreitung) von Dichotomien“²²² liegt, wird die_der Forschende in der Forschungspraxis dazu verleitet, „Identität generell als normativ und ausschließend zu verwerfen und sich deshalb nicht subjektiv zu verorten“²²³. Da jedoch queere Theoriebildung nicht im luftleeren Raum gemacht wird, führt diese Haltung zu einer

²¹⁴ Vgl. Lorey (2011: 111).

²¹⁵ Erel et al. (2007: 245).

²¹⁶ Vgl. Erel et al. (2007: 242–246).

²¹⁷ Vgl. Harding (1993) und Klesse (2007: 41).

²¹⁸ Vgl. Rodríguez (2011: 87).

²¹⁹ Genschel et al. in Jagose (2001: 172f.). Entsprechend spielt die Förderung und Anstellung migrantischer Akademiker_innen im vornehmlich Weißen, männlich dominierten akademischen Wissenschaftsbetrieb, denen nicht nur eine Vorzeige-Funktion zugestanden wird, eine große Rolle, vgl. Rodríguez (2011: 98f.)

²²⁰ Vgl. Genschel et al. in Jagose (2001: 173).

²²¹ Vgl. Klesse (2007: 40).

²²² Harithaworn (2005: 219).

²²³ Klesse (2007: 40).

entkontextualisierten Transgression, die zusätzlich durch die „entkörperlichte Wissensproduktion, die im poststrukturalistischen theoretischen Diskurs ohnehin schon angelegt ist“²²⁴, befeuert wird, wie Christian Klesse anmerkt.

Transgressivität und Mehrdimensionalität gehören zu den Vorzügen von Queer, doch führen sie den Verlust einer Spezifik immer schon mit sich.²²⁵ So lassen sich Einwände gegen Queer als „Transgressivismus“ letztlich auf das Fehlen einer kontinuierlichen Reflexion eigener Ausschlussmechanismen und Privilegien zurückführen. David Halperin kritisiert beispielsweise die Vereinnahmung von Queer als „radikal-schicker“ Idee durch eine „queere Avantgarde“, die *gays* vorwirft, im Vergleich zu ihnen weniger normüberschreitend („transgressiv“) zu sein. Queer bekommt hier eine homophobe Schlagseite, indem Menschen, die an den Begriffen ‚lesbisch‘ oder ‚schwul‘ als Selbstbezeichnung festhalten, laut Halperin nicht nur etwas Anachronistisches, sondern gar „Faschistoides“²²⁶ aufgeschultert werde. So wendet sich ein politischer Begriff zu einem, der gegen minorisierte Subjekte arbeitet. Ähnlich steht es mit der Dominanz männlicher Homosexualität gegenüber weiblicher Homosexualität, deren Unsichtbarkeit, wie kritisiert wird, durch die Queer Theorie noch verstärkt werde. Der Fokus auf die Dichotomie Heterosexualität/Homosexualität habe zudem zur Ignoranz der Kategorie der *Bisexualität* geführt.²²⁷ Dasselbe ließe sich zum Thema *Asexualität* feststellen.

Diese und andere Auslassungen lassen sich wohl nur über den strategischen Einsatz von Identitätskategorien²²⁸ aufzeigen, die Queer gewissermaßen komplementär ergänzen:

Queer-AktivistInnen sind in anderen Zusammenhängen auch Lesben und Schwule – z.B. da, wo bürgerlicher Aufstand sich als Druckmittel benutzen läßt oder der Diskurs über Minderheitenrechte oder ein stärker über das Geschlecht begründetes Sprechen (das den lesbischen Feminismus wohl nicht ersetzen wird). Queer-Politik hat die älteren Formen lesbischer und schwuler Identitäten nicht einfach ersetzt, sie steht ihnen zur Seite, eröffnet neue Möglichkeiten und Probleme, deren Beziehung zu den schon bekannten Problemen nicht immer klar ist.²²⁹

Dabei können die Kategorien sich wechselseitig ihre Beschränkungen aufzeigen, indem Queer vor der Homogenisierung/Überidentifizierung durch *lesbisch/schwul* und *lesbisch* vor der Ausstreichung der Differenz durch *Queer* warnt.

²²⁴ Klesse (2007: 41).

²²⁵ Vgl. Yekani/Michaelis (2005: 14).

²²⁶ Halperin (2015).

²²⁷ Vgl. Angelides (2001).

²²⁸ Vgl. Gayatri C. Spivaks Konzept des strategischen Essentialismus, Spivak (2005: 183f.).

²²⁹ Warner nach Jagose (2001: 158).

Eine andere Möglichkeit besteht darin, gemeinhin unsichtbar bleibende Privilegien kenntlich zu machen. Dazu gehört etwa, sich als *weiß* zu positionieren oder auch als *cis-weiblich* oder *cis-männlich* bzw. *nicht-trans*²³⁰ zu bezeichnen. Um zu markieren, dass Queer zumeist aus einer unreflektierten *ableistischen* Perspektive spricht, kann eine Positionierung als *able-bodied* oder *nicht-behindert* zudem einige Irritation stiften.

Doch sind Bezugnahmen auf Identitätsbegriffe und Privilegien nicht nur hinsichtlich des Sichtbarmachens von Dominanzverhältnissen innerhalb minorisierter Gruppen notwendig, sondern auch aus Gründen der *Wünschbarkeit von Identität*. Dies gilt nicht nur für transsexuelle oder intergeschlechtliche Menschen,²³¹ sondern auch für Menschen mit Behinderung/Beeinträchtigung, denen all zu oft Weiblichkeit bzw. Männlichkeit, ganz zu schweigen von Sexualität, abgesprochen wird.

Während Empowerment oft über den Rückgriff auf bereits existente Identitätskategorien angestrebt wird, suchen Mehrfachminorisierte in anderen Kontexten nach Selbstbezeichnungen in Auseinandersetzung mit der Sprache, die sie umgibt. Die Bedeutsamkeit der Aneignung von Sprache, um symbolische Ausblendung zu überwinden und Handlungsfähigkeit zu gewinnen, zeigt die Bezeichnung *Afrodeutsch* bzw. *Schwarze Deutsche*, die auf Audre Lorde und Peggy Piesche zurückgeht. Die Bezeichnung fungiert als „symbolische Ressource“, um den in öffentlichen Diskursen „nicht wahrgenommenen Lebenszusammenhängen und Existenzweisen Schwarzer (weiblicher) Akteur_innen“²³² in Deutschland überhaupt zur Sichtbarkeit zu verhelfen. Dabei geht es darum, sich die eigene Situation zuallererst bewusst zu machen, Isolation und Demütigung angesichts einer mehrheitlich unmarkierten weißen Gesellschaft zu überwinden, ein Gefühl der Verbundenheit und Solidarität sowie ein Selbstverhältnis zu entwickeln.²³³ Wohlgermerkt handelt es sich bei *People of Color* und *Schwarz* um *politische* Selbstbezeichnungen, die die Vorstellung einer Identität als Essenz zurückweisen, wie Sharon D. Otoo betont: Sie „beschreiben eine Positionierung innerhalb einer mehrheitlich weißen Gesellschaft und keine körperlichen Merkmale“²³⁴.

Diesen Politiken sprachlicher Intervention wird oftmals vorgeworfen, dass neue Vokabularien nicht die Bekämpfung gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse vorantreiben würden. Otoo zufolge könne eine solche Aussage jedoch nur von einer Person kommen, der „durch die vermeintlich ‚neutrale‘ deutsche Sprache nicht täglich Gewalt angetan wird“²³⁵ und die sich entsprechend ih-

²³⁰ Vgl. Harithaworn (2005: 221).

²³¹ Vgl. Butler (2009: 18–20).

²³² Eggers/Mohamed (2014: 61).

²³³ Vgl. Otoo (2013: 24) und Oguntoye/Ayim/Schultz (1986).

²³⁴ Otoo (2013: 25).

²³⁵ Otoo (2013: 24).

rer eigenen Privilegien nicht bewusst sei. Bei antirassistischer Sprache gehe es eben nicht nur um die Irritation und Sensibilisierung für Ungleichheiten und Diskriminierung, sondern auch um das Recht auf Selbstbezeichnung als Akt des Empowerments, weshalb zwischen *Fremd-* und *Eigenbezeichnung* unterschieden werden müsse.²³⁶ Der Kampf um sprachliche Möglichkeitsräume, wie er sich auch in der Erweiterung des Binnen-I um die Elemente _ oder * niederschlägt²³⁷, gehört damit zu den zentralen Auseinandersetzungen von Queer und Intersektionalität. So stellt sich vor allem die Frage, wie mit dem grundsätzlichen Dilemma umgegangen werden kann, über Differenzen und Ungleichheitsverhältnisse zu sprechen, ohne dabei Kategorien zu reifizieren und epistemisch abzuschließen.²³⁸ Ob die Begrifflichkeiten *Intersektionalität* oder *Interdependenz* dabei helfen, die Komplexität der Verhältnisse auf den Begriff zu bringen, wird sich zeigen müssen.²³⁹

Festzustellen ist, dass Queer „wissens- und perpektivengenerierende Effekte als auch Begrenzungen und Perspektivschließungen“²⁴⁰ aufweist, die zu beständiger Selbstkritik verpflichten. Der queere ‚Transgressivismus‘ ließe sich jedoch „einhegen“, indem Queer mit anderen herrschaftskritischen, wie den antirassistischen und postkolonialen, Erkenntnisperspektiven ins Verhältnis gesetzt wird. Wiederum hat Queer das Potenzial, aufgrund seines dekonstruktivistischen Impetus „terminologische Schließungen“²⁴¹ aufzuspüren. So weist etwa Lorey darauf hin, dass Prekarisierung und Ungleichheit gerade auch über vielfältige soziale Aufforderungen zur Vereindeutigung hergestellt werden.²⁴² Die queere normkritische Auffassung von Subjekt und Identität erinnert daran, dass der Bezug auf eine Identität zwar notwendig ist, zugleich jedoch durch die „Geschichtlichkeit des Namens“ und damit als Idee von Identität als etwas, über das ich verfügen kann, entzogen ist.²⁴³ Die damit verbundene Grundfigur des ‚konstitutiven Außen‘, das dem Einen erst aufgrund des Ausschlusses des Anderen erlaubt, als solches je aufzutreten, ist nicht nur für die Differenz *weiblich/männlich, homo-/heterosexuell* beschreibbar, sondern auch für rassistische und andere Markierungen in ihrer jeweiligen gesellschaftlichen Einbettung. Dabei gilt zu beachten, dass eine Verschränkung von Erkenntnisperspektiven und Diskussionen politischer Strategien nicht darin mündet, unterschiedliche Konfliktstränge und Kämpfe in eine universale Einheit zu drängen und zu „zwangs-

²³⁶ Vgl. Otoo (2013: 25).

²³⁷ Vgl. Hornscheidt (2012: 103f.). Eine Konzentration auf Sprachpraktiken und die Überwachung ihrer Einhaltung kann, wie Hannah Wettig zurecht bemerkt, wiederum zu Ausgrenzung führen, und zwar derer, die nicht in den jeweiligen Diskursen zuhause sind, vgl. Wettig (2013: 23).

²³⁸ Vgl. Rodríguez (2007: 127).

²³⁹ Vgl. Knapp (2011: 259).

²⁴⁰ Dietze/Hark (2006: 11).

²⁴¹ Vgl. Knapp (2011: 270).

²⁴² Vgl. Lorey (2011: 110).

²⁴³ Vgl. Butler (1997: 313).

harmonisieren“, sondern *Singularitäten* gelten zu lassen. Schließlich haben wir es Rodríguez zufolge mit unterschiedlichen heuristischen Positionen, Repräsentationsformen und Widerstandsstrategien zu tun, die

nicht immer an andere minoritäre Kämpfe andocken. Diese unterschiedlichen Positionen treffen [...] eventuell als antagonistische Verhältnisse aufeinander, die auf eine unlösbare Aporie zwischen den zusammenkommenden Differenzen bzw. Singularitäten verweisen.²⁴⁴

5 Queere(nde)s Denken

Queer ist angetreten, um die Kategorien durcheinanderzubringen, auf denen sich die Herrschaft der sexuellen Norm gründet. Seitdem hat sich das Feld erheblich ausgeweitet und nochmals verkompliziert. Was also zeichnet queeres Denken aus?

Queeres Denken versucht zu zeigen, welche Vorannahmen unserem Denken zugrundeliegen. Wer queer denkt, verlässt sich nicht auf bereits Gedachtes. Eine Fragestellung, eine Konstellation, ein Problembereich wird entsprechend fokussiert, indem strategisch immer und immer wieder Fragen gestellt werden und möglichst dem Versuch widerstanden wird, Gründe abzustecken. Als verunsicherndes Denken vermutet Queer in den Kategorien, Binaritäten und Setzungen, die in den meisten Kontexten als Grundlagen vorausgesetzt werden, immer schon Machtwirkungen. Die Existenzweisen, die als ‚anders‘, ‚abnormal‘, ‚unnatürlich‘ gelten, stehen der Normalität dabei nicht als Entitäten gegenüber, sondern werden als Ausgeschlossene über die willkürliche Grenzziehung produziert, dank derer das Normale sich als Normales erst zu präsentieren vermag. Bedeutung entsteht immer aus sprachlich bestimmten Relationen und ist nicht auf Letztbegründungen zurückführbar. Sie erlangt Wirkungsmacht, indem sie als (Geschlechter-)Norm die Subjektivierung erst ermöglicht. Die Einsicht darin, dass das Ich durch die Normen enteignet ist, denen es seine Entstehung verdankt, lässt von der Idee eines souveränen Subjekts Abstand nehmen. Queeres Denken setzt Normativität entsprechend nicht an den Ausgangspunkt, sondern versucht, sie gerade als Resultat der Unverfügbarkeit des Subjekts zu denken. Dies bedeutet nicht, auf normative Urteile zu verzichten, sondern es bedeutet den Verzicht darauf, diese an eine letzte Wahrheit zu binden. Insofern geht auch Queer als grundlagenkritisches Denken von bestimmten *Grundlegungen* aus, doch werden diese als kontingente *Grenzziehungen* verstanden und entsprechend für Reflexion, Korrektur oder gar Revidierung offen gehalten.

Queeres Denken schärft die Aufmerksamkeit dafür, dass jegliche Bezugnahme auf Identität dilemmatisch ist. Es gilt also, den analytischen Blick auf ein Normenregime zu richten, um zu verstehen, wie das reflexive Subjekt entsteht

²⁴⁴ Rodríguez (2007: 126).

und mit den Normen oder auch gegen sie zu leben vermag. ‚Anerkennung‘ wird vor diesem Hintergrund verstanden als unabschließbarer, konstitutiv scheiternder Prozess. Bemühungen um Anerkennung zum Beispiel juridischer Natur, wie sie etwa die Auseinandersetzungen um die Homo-Ehe darstellen, bleiben aus queerer Sicht einer Anpassungslogik verhaftet, die die Abweichung vom Normalen zu „verwalten“ hilft. Damit wird nicht nur die Differenz nach innen homogenisiert, sondern auch die geäußerte Kritik eingehegt und abgemildert sowie das Machtverhältnis zwischen Mehrheit und Minderheit nicht beeinträchtigt. Begriffe wie ‚Toleranz‘, ‚Akzeptanz‘, ‚Pluralismus‘ und ‚Vielfalt‘ werden verdächtig, da sie die Mehrheit oder das Normale nicht irritieren und die „Integrationslast“ immer dem je Anderen zuschreiben – eine Analyse, die im Zusammenhang mit Migration, Einwanderungspolitik und insbesondere der aktuellen Geflüchtetenkrise besondere Relevanz erfährt. Queeres Denken geht hinter solche immer wiederkehrenden „Inklusionslogiken“ zurück und untersucht die Bedingungen der Intelligibilität, die den Rahmen dafür abstecken, wer als Subjekt in Frage kommt und überhaupt als menschlich anerkennbar gilt.

Mit der Einsicht, dass Repräsentation notwendig, aber immer schon unmöglich ist, hat sich Queer einer Form des Denkens verschrieben, die als „unauflösbar paradox“ gefasst werden kann und sich unentwegt an diesem Widerspruch ab- und durch ihn hindurcharbeitet. Queeres Denken geht über die Dilemmata nicht hinweg, sondern führt sie mit und schöpft aus ihnen Produktivität. In dem Wissen, dass Kategorien unbeständig und auf Wiederholung angewiesen sind, werden Bezeichnungspolitiken vorstellbar, die Begrifflichkeiten für Lebensweisen erfinden, die Kategorien aufs Spiel setzen und eine Reglementierung einschränken.²⁴⁵ Dabei versucht queeres Denken einen Spagat zwischen Parteinahme und Normkritik, Positionalität und Transgression, Identifikation und Nicht-Identifikation. Dazu eignet sich Queer als eine der wenigen Denkbewegungen überhaupt aufgrund seiner theoretischen wie bewegungspolitischen Wurzeln. Dieser Spagat ist jedoch nur über beständige Selbstkritik erreichbar, die queeres Denken als situiertes, selbst in Machtverhältnissen verstricktes Denken reflektiert und auf die Notwendigkeit andauernder Reflexion der epistemischen Begrenzung seiner Perspektiven hinweist. Aus diesem Grund gilt es, das Bündnis mit anderen machtkritischen Ansätzen und Verunsicherungswissenschaften zu suchen und zu pflegen, mit denen Normalität gemeinsam aus verschiedenen, gar inkompatiblen Blickwinkeln irritiert werden kann.

²⁴⁵ Vgl. Butler (2005 und 2010).

Literatur:

- Ahmed, S.: Queer Phenomenology. Orientations, Objects, Others. Durham und London 2006.
- Angelides, S.: A History of Bisexuality. Chicago 2001.
- Babayan, K./Najmabadi, A. (Hrsg.): Islamicate Sexualities. Translations across Temporal Geographies of Desire. Cambridge/London 2008.
- Barkhaus, A. et al.: Einleitung. Zur Wiederkehr anthropologischen Denkens. In: Barkhaus, A. et al. (Hrsg.): Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens. Frankfurt/Main 1996, 11–25.
- Bauer, R.: When Gender Becomes Safe, Sane, and Consensual. Gender Play as a Queer BDSM Practice. In: Yekani, E.H./Michaelis, B. (Hrsg.): Quer durch die Geisteswissenschaften. Perspektiven der Queer Theory. Berlin 2005, 73–86.
- de Beauvoir, S.: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Hamburg 1990.
- Benhabib, S. et al. (Hrsg.): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt/Main 1993.
- Bergmann, F./Schössler, F./Schreck, B. (Hrsg.): Gender Studies. Bielefeld 2012.
- Bublitz, H.: Diskurs. Themen der Soziologie. Bielefeld 2003.
- Bublitz, H.: Judith Butler zur Einführung, 3. vollständig überarbeitete Auflage. Hamburg 2010.
- Butler, J.: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/Main 1991.
- Butler, J.: Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der Postmoderne. In: Benhabib, S. et al. (Hrsg.): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt/Main 1993a, 31–58.
- Butler, J.: Für ein sorgfältiges Lesen, In: Benhabib, S. et al. (Hrsg.): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt/Main 1993b, 122–132.
- Butler, J.: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt/Main 1997.
- Butler, J.: Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung, Frankfurt/Main 2001.
- Butler, J.: Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie. In: Wirth, U. (Hrsg.): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt/Main 2002, 301–320.
- Butler, J.: Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität. In: Kraß, A. (Hrsg.): Queer denken. Queer Studies. Frankfurt/Main 2003, 144–168.
- Butler, J.: Gefährdetes Leben. Politische Essays. Frankfurt/Main 2005.
- Butler, J.: Uneigentliche Objekte. In: Dietze, G./Hark, S. (Hrsg.): Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie. Königstein/Taunus 2006, 181–213.
- Butler, J.: Raster des Krieges. Frankfurt/Main 2010.
- Califia, P.: Gay Men, Lesbians, and Sex: Doing It Together. In: Morland, I./Willox, A. (Hrsg.): Queer Theory. Houndmills 2005, 22–27.

- Castro Varela, M.d.M./Dhawan, N.: Mission Impossible: Postkoloniale Theorie im deutschsprachigen Raum. In: Reuter, J./Villa, P.-I. (Hrsg.): Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention. Bielefeld 2010, 303–329.
- Castro Varela, M.d.M./Dhawan, N./Engel, A. (Hrsg.): Hegemony and Heteronormativity. Revisiting the ‚Political‘ in Queer Politics. Farnham/Burlington 2011.
- Çetin, Z.: Homophobie und Islamophobie. Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin. Bielefeld 2012.
- Degele, N.: Gender/Queer Studies. Eine Einführung. Paderborn 2008.
- Dietze, G./Hark, S.: Unfehlbare Kategorien? – Einleitung. In: Dietze, G./Hark, S. (Hrsg.): Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie. Königstein/Taunus 2006, 9–18.
- Demirović, A.: Sex Machine oder: Die Führung der Individuen durch Sexualität – Überlegungen zur Gouvernementalität. In: Bargetz, B./Ludwig, G./Sauer, B. (Hrsg.): Gouvernementalität und Geschlecht. Politische Theorie im Anschluss an Michel Foucault. Frankfurt/Main 2015, 62–89.
- Dietze, G./Yekani, E.H./Michaelis, B.: Checks and Balances. Zum Verhältnis von Intersektionalität und Queer Theory. In: Walgenbach, K. et al. (Hrsg.): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität, 2. durchges. Aufl. Opladen 2012, 107–140.
- Distelhorst, L.: Umkämpfte Differenz. Hegemonietheoretische Perspektiven der Geschlechterpolitik mit Butler und Laclau. Berlin 2007.
- Distelhorst, L.: Judith Butler. Paderborn 2009.
- Eggers, M.M./Mohamed, S.: Schwarzes feministisches Denken und Handeln in Deutschland. In: Franke, Y. et al. (Hrsg.): Feminismen heute. Positionen in Theorie und Praxis. Bielefeld 2014, 57–76.
- Engel, A.: Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt/Main 2002.
- Engel, A.: Wie reagiert die Sexualität? Michel Foucaults Konzept der Gouvernementalität im Kontext queer/feministischer Theoriebildung. In: Pieper, M./Rodríguez, E. G. (Hrsg.): Gouvernementalität: Ein sozialwissenschaftliches Konzept in Anschluss von Foucault. Frankfurt/Main 2003, 224–239.
- Engel, A.: Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus. Bielefeld 2009.
- Engel, A.: Des-/Integration politisieren. Dissidente Sexualitäten und eine Politik des agonalen Pluralismus. In: Castro Varela, M. d. M./Dhawan, N. (Hrsg.): Soziale (Un)gerechtigkeit. Kritische Perspektiven auf Diversity, Intersektionalität und Antidiskriminierung. Berlin 2011, 175–192.
- Erel, U. et al.: Intersektionalität oder Simultaneität?! Zur Verschränkung und Gleichzeitigkeit mehrfacher Machtverhältnisse – Eine Einführung. In: Hartmann, J. et al. (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden 2007, 239–250.
- Ferguson, A.: Sex War: The Debate Between Radical and Libertarian Feminists. In: Signs, Vol. 10, No. 1, 1984, 106–112.

- Foucault, M.: Sexualität und Wahrheit. Band 1: Der Wille zum Wissen. Frankfurt/Main 1977.
- Foucault, M.: Archäologie des Wissens. Frankfurt/Main 1981.
- Förster, F.: *Liwāt* oder *shudhūdh jinsī*? Der Prozess der *Heteronormalisierung* am Beispiel eines zeitgenössischen Textes aus Saudi-Arabien. In: Kurz, S./Preckel, C./Reichmuth, S. (Hrsg.): *Muslim Bodies. Körper, Sexualität und Medizin in muslimischen Gesellschaften. Body, Sexuality and Medicine in Muslim Societies*, Berlin u.a. 2016.
- Fuss, D.: *Inside/Out*. In: Fuss, D. (Hrsg.): *Inside/Out. Lesbian Theories, Gay Theories*. New York/London 1991, 1–12.
- Gan, Jessi: ‘Still at the Back of the Bus’: Sylvia Rivera’s Struggle. In: *CENTRO: Journal of the Center for Puerto Rican Studies* 19/1 (2007): 124–139.
- Gehring, P.: Über die Körperkraft von Sprache. In: Herrmann, S. K./Krämer, S./Kuch, H. (Hrsg.): *Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung*. Bielefeld 2007, 211–228.
- Gregor, A.: *Constructing Intersex. Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie*. Bielefeld 2015.
- Ha, K.N.: ‘People of Color’ als Diversity-Ansatz in der antirassistischen Selbstbenennungs- und Identitätspolitik. In: *Ethnic Monitoring. Datenerhebung mit und über Minderheiten? Dossier der Heinrich-Böll-Stiftung*, 2009, 51–55, <<https://goo.gl/DC-QqV7>> 10.08.2016.
- Halperin, D.: Glad to Be Gay. Interview mit David Halperin, ursprünglich erschienen in *greenpepper* 27/2005, übersetzt von Beate Bronski, <<http://www.etuix.com/diskussionen/foo309.php>> 19.09.2015.
- Harding, S.: Rethinking Standpoint Epistemology: What is „Strong Objectivity“? In: Alcoff, L./Potter, E. (Hrsg.): *Feminist Epistemologies*. New York/London 1993.
- Hark, S.: *Queer Studies*. In: von Braun, C./Stephan, I. (Hrsg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. Köln 2005, 285–303.
- Hark, S./Kerner, I.: Der Feminismus ist tot? Es lebe der Feminismus! Das „False Feminist Death Syndrome“. In: *Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung*, Nr. 21 (2007), online abrufbar unter *Querelles-Net (Rezensionszeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung)*, Nr. 21 (2007), <<http://goo.gl/IT8yiT>> 10.08.2015.
- Hark, S.: *Lesbenforschung und Queer Theorie. Theoretische Konzepte, Entwicklungen und Korrespondenzen*. In: Becker, R./Kortendiek, B. (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, 3. erweiterte u. durchgesehene Auflage. Wiesbaden 2010, 108–115.
- Harithaworn, J.: *Queerer als wir? Rassismus, Transphobie, Queer Theory*. In: Yekani, E.H./Michaelis, B. (Hrsg.): *Quer durch die Geisteswissenschaften. Perspektiven der Queer Theory*. Berlin 2005, 216–237.
- Harithaworn, J.: (No) *Fucking Difference? Eine Kritik an „Heteronormativität“ am Beispiel von Thailändischsein*. In: Hartmann, J. et al. (Hrsg.): *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*. Wiesbaden 2007, 269–289.
- Haug, F.: *Wir wollten, dass sich alle befreien. Interview mit Marlene Radl*. In: *an.schläge. Das Feministische Magazin*, Nr. 4, 2015, 26f.

- Heim, M./Ippolito, E.: Por? Yes! Feministische Pornos. In: taz (tageszeitung) vom 4.10.2011, <<http://www.taz.de/!5109880/>> 31.01.2016.
- Herrmann, S.K.: Ein Körper werden. Praktiken des Geschlechts. In: A.G. Gender Killer (Hrsg.): Das gute Leben. Münster 2011, 13–32.
- Honegger, C.: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750–1850. Frankfurt/Main 1991.
- Hornscheidt, L.: Sprachliche Kategorisierung als Grundlage und Problem des Redens über Interdependenzen. In: Walgenbach, K. et al. (Hrsg.): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität, 2. durchges. Aufl. Opladen 2012, 65–105.
- Jagose, A.: Queer Theory. Eine Einführung. Übersetzung, Herausgabe und Kommentar von Corinna Genschel et al. Berlin 2001.
- Kerner, I.: Verhält sich intersektional zu lokal wie postkolonial zu global? Zur Relation von postkolonialen Studien und Intersektionalitätsforschung. In: Reuter, J./Villa, P.-I. (Hrsg.): Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention. Bielefeld 2010, 237–258.
- Klauda, G.: Die Vertreibung aus dem Serail: Europa und die Heteronormalisierung der islamischen Welt. Hamburg 2008.
- Klesse, C.: Heteronormativität und qualitative Forschung. Methodische Überlegungen. In: Hartmann, J. et al. (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden 2007, 35–51.
- Knapp, G.-A.: Von Herkunft, Suchbewegungen und Sackgassen. Ein Abschlusskommentar. In: Hess, S./Langreiter, N./Timm, E. (Hrsg.): Intersektionalität revisited. Theoretische, empirische und methodische Erkundungen. Bielefeld 2011, 249–271.
- Knapp, G.-A.: Geleitwort. In: Franke, Y. et al. (Hrsg.): Feminismen heute. Positionen in Theorie und Praxis. Bielefeld 2014, 9–15.
- Koppe, S.: Sexarbeit zwischen patriarchaler Ausbeutung und emanzipatorischer Subversion. In: Degele, N.: Gender/Queer Studies. Eine Einführung. Paderborn 2008, 193–207.
- Kuster, B./Lorenz, R.: Sexuell Arbeiten. Eine queere Perspektive auf Arbeit und prekäres Leben. Berlin 2007.
- Laqueur, T.: Auf den Leib geschrieben: Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. Frankfurt/Main 1992.
- Laufenberg, M.: The Trouble with Nature. Über homosexuelle Körper und das Dilemma der Identitätspolitik. In: testcard. Beiträge zur Popgeschichte, Nr. 17: Sex, Februar 2008.
- Laufenberg, M.: Sexualität und Biomacht. Vom Sicherheitspositiv zur Politik der Sorge. Bielefeld 2014.
- Lewandowski, S.: Das Geschlecht der Heterosexualität oder Wie heterosexuell ist die Heterosexualität? In: Lewandowski, S./Koppetsch, C. (Hrsg.): Sexuelle Vielfalt und die Unordnung der Geschlechter. Beiträge zur Soziologie der Sexualität. Wiesbaden 2015, 153–184.
- Lindemann, G.: Die Konstruktion der Wirklichkeit und die Wirklichkeit der Konstruktion. In: Lindemann, G./Wobbe, T. (Hrsg.): Denkbachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede von Geschlecht. Frankfurt/Main 1994, 115–141.

- Lindemann, G.: Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Wiesbaden 2011².
- Lorey, I.: Von den Kämpfen aus. Eine Problematisierung grundlegender Kategorien. In: Hess, S./Langreiter, N./Timm, E. (Hrsg.): Intersektionalität revisited. Theoretische, empirische und methodische Erkundungen. Bielefeld 2011, 101–116.
- Massad, J.A.: Desiring Arabs. Chicago/London 2007.
- Meißner, H.: Butler. Stuttgart 2012.
- Meißner, H.: Kritik und Widerstand – Erfindungsarbeit an den Grenzen unserer Gewissheiten. In: Bargetz, B./Ludwig, G./Sauer, B. (Hrsg.): Gouvernamentalität und Geschlecht. Politische Theorie im Anschluss an Michel Foucault. Frankfurt/Main 2015, 207–228.
- Morland, I./Wilcox, A.: Introduction. In: Morland, I./Wilcox, A. (Hrsg.): Queer Theory. Houndmills 2005, 1–5.
- Müller, B.: Queer handeln! Performanz und Veränderung. In: Psychologie und Gesellschaftskritik, 22 (1998), 2/3, 43–62, <<http://goo.gl/vA2wIs>> 10.08.2016.
- Oguntoye, K./Ayim, M./Schultz, D.: Farbe bekennen. Afrodeutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte. Berlin 1986.
- Otoo, S.D.: Wer hat die Definitionsmacht? Durch die Wahl unserer Worte verändern wir die Realität. In: Critical Whiteness. Debatte um antirassistische Politik und nicht diskriminierende Sprache, Sonderbeilage der analyse&kritik, Herbst 2013.
- Pieper, M./Bauer, R.: Polyamorie: Mono-Normativität – Dissidente Mikropolitik – Begehren als dissidente Kraft? In: Journal für Psychologie, Jg. 22/1 (2014), 1–35, <<http://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/321/343>> 19.09.2015.
- Preciado, B.: Kontrasexuelles Manifest. Aus dem Französischen von S. Gene et al. Berlin 2003.
- Puar, J.: „Ich wäre lieber eine Cyborg als eine Göttin.“ Intersektionalität, Assemblage und Affektpolitik, Übersetzung v. Monika Mokre. In: europäisches institut für progressive kulturpolitik (eipcp), 2013, <<http://eipcp.net/transversal/0811/puar/de/>> 19.09.2015.
- Rodríguez, E.G.: Intersektionalität oder: Wie nicht über Rassismus sprechen? In: Hess, S./Langreiter, N./Timm, E. (Hrsg.): Intersektionalität revisited. Theoretische, empirische und methodische Erkundungen. Bielefeld 2011, 77–100.
- Rodríguez, E.G.: „Sexuelle Multitude“ und prekäre Subjektivitäten – Queers, Prekarisierung und transnationaler Feminismus. In: Pieper, M. et al. (Hrsg.): Empire und die biopolitische Wende. Die internationale Diskussion im Anschluss an Hardt und Negri. Frankfurt/Main 2007, 125–139.
- Rubin, G.S.: Sex denken: Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik. In: Kraß, A. (Hrsg.): Queer denken. Queer Studies. Frankfurt/Main 2003, 31–79.
- Schlichter, A.: Re-Thinking Sex. Feminismus, queere Theorie und die Kritik normativer Sexualpolitiken. In: Yekani, E.H./Michaelis, B. (Hrsg.): Queer durch die Geisteswissenschaften. Perspektiven der Queer Theory. Berlin 2005, 132–156.
- Kosofsky Sedgwick, E.: Epistemology of the Closet. Berkeley 1990.
- Kosofsky Sedgwick, E.: Epistemologie des Verstecks. In: Kraß, A. (Hrsg.): Queer denken. Queer Studies. Frankfurt/Main 2003, 113–143.

- Sigusch, V.: Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion. Frankfurt/Main 2005.
- Soiland, T.: Queer, flexibel, erfolgreich. In: analyse&kritik, zeitung für linke debatte und praxis, Nr. 558, 18.02.2011, <https://www.akweb.de/ak_s/ak558/27.htm> 19.09.2015.
- Spivak, G.C.: Criticism, Feminism, and the Institution, Interview mit Elizabeth Grosz. In: Thesis Eleven 10 (1985), 175–187.
- Strohschein, J.: Queer in den Fallstricken weißer Dominanz und aktiver Ignoranz. In: Yekani, E.H./Michaelis, B. (Hrsg.): Quer durch die Geisteswissenschaften. Perspektiven der Queer Theory. Berlin 2005, 191–202.
- Strangeways, V.: How to build a dick? In: The New Inquiry, 27. Okt. 2014, <<http://www.thenewinquiry.com/essays/how-to-build-a-dick/>> 31.08.2016.
- Stütgen, T. (Hrsg.): Post Porn Politics. Queer_Feminist Perspective on the Politics of Porn Performance and Sex_Work as Culture Production. Berlin 2009.
- Thaemlitz, T.: I Am Not a Lesbian! An official response to those three little words: „Are You Gay?“ In: Stütgen, T. (Hrsg.): Post Porn Politics, Queer_Feminist Perspective on the Politics of Porn Performance and Sex_Work as Culture Production. Berlin 2009, 355–361.
- Voß, H.-J.: Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive. Bielefeld 2010.
- Voß, H.-J./Wolter, S.A.: Queer und (Anti-)Kapitalismus. Stuttgart 2013a.
- Voß, H.-J.: Epigenetik und Homosexualität. In: Dasendedessex, 11/2013b, <<http://www.goo.gl/IRZjTq>> 31.08.2016.
- Wachter, N.: Interferenzen. Zur Relevanz dekonstruktiver Reflexionsansätze für die Gender-Forschung. Wien 2011.
- Wagels, K.: Queerfeministische Perspektiven auf Transformation. In: Franke et al. (Hrsg.): Feminismen heute. Positionen in Theorie und Praxis. Bielefeld 2014, 77–88.
- Walgenbach, K.: Gender als interdependente Kategorie. In: Walgenbach, K. et al. (Hrsg.): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität, 2. durchges. Aufl. Opladen 2012, 23–64.
- Wettig, H.: Nur für Eingeweihte. N-Wort, SI*ts und Triggerwarnung – die neuen linken Sprachpraktiken schaffen vor allem eins: neue Ausschlüsse. In: Critical Whiteness. Debatte um antirassistische Politik und nicht diskriminierende Sprache, Sonderbeilage der analyse&kritik, Herbst 2013, 22–23.
- Wilchins, R.: Gender Theory. Berlin 2006.
- Woltersdorff, V.: Queer und Hartz IV? Arbeit, Ökonomie, Sexualität und Geschlecht im Neoliberalismus. In: Degele, N.: Gender/Queer Studies. Eine Einführung. Paderborn 2008, 181–193.
- Woltersdorff, V. (alias Lore Logorrhöe): Queer Theory und Queer Politics. In: UTOPIE kreativ, H. 156 (Okt. 2003), 914–923, abrufbar unter: <http://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/156_woltersdorff.pdf> 19.09.2015.
- Yekani, E.H./Michaelis, B. (Hrsg.): Quer durch die Geisteswissenschaften. Perspektiven der Queer Theory. Berlin 2005.